



Joachim
Siegerist

Joachim Siegerist

Von Gorbi bis van Gogh

Von Gorbi bis van Gogh





Joachim Siegerist

Von Gorbi bis van Gogh

Joachim Siegerist

Von Gorbi bis van Gogh

Herausgeber:

WPR Wirtschafts- und Verbands-PR GmbH

Oktober 2009

1. Auflage Oktober 2009

Alle Rechte bei:
WPR Wirtschafts- und Verbands-PR GmbH
Beethovenstraße 60 – 22083 Hamburg
Telefon: 040 – 298 10 390 – Telefax: 040 – 298 22 240

Druck:
Kölle-Druck, Preußisch Oldendorf

Zeichnungen: Sittiporn Pounsuk
Fotos: Uwe Hempen

ISBN: 978-3-910087-02-6

Inhaltsverzeichnis

Widmung	7
Der Autor	9
Ein blaues Hakenkreuz in den Schnee pinkeln	10
Das Ohr von van Gogh und ein Treffen mit Gorbatschow bei Cappuccino zu 15,50 EURO	17
Obama, Buchenwald, die Queen und die verlogene politische Korrektheit	25
Nashorn-Rotz am Hosenbein	34
Die „bösen“ deutschen Kolonialherren, Chinas Kochtöpfe und Paläste fürs rohstoffreiche Afrika	40
Für 45 Kilo Menschenfleisch gibt es „satte“ 380.000 Euro	49
39 Eistüten und keine Bauchschmerzen	54
Wie beim Weltuntergang – „No hope“: Keine Hoffnung	61
Götz von Berlichingen, ein „Heiliger“ ... und Gedanken vor Operationen	66
Warum die saudischen Ölscheiche das kleinste Mini-Kreuz fürchten	75
Wenn Geld im Senfpott landet – oder schlimmer – im Rasenmäher	81
Grethe Weiser, Uwe Barschel und umgebrachte Babys – was hat das eine mit dem anderen zu tun?	89
Der im Paradies geklaute Apfel – und wie Adam zu einem deutschen Mietvertrag kam	104
Pfauen-Fächer, Bar-Mädchen, die gelbe Yamaha und ein letzter Gruß am Sarg des Generalmajors	109
Für „Verrückte“, für Genießer und ein „Plopp“ beim schwarzen Kellner	119
Es stimmt nicht, daß die Deutschen „kinderfeindliche“ Menschen sind	128

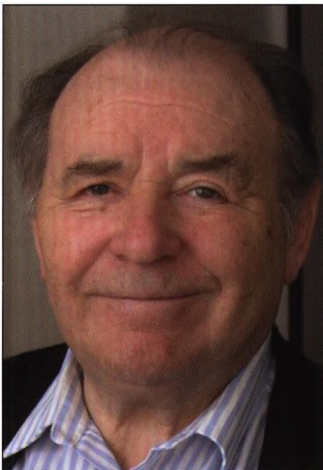
Und hier lesen Sie die ganze Wahrheit über die Bettelkinder auf Bangkoks Straßen	135
Schämen sollte ich mich – die Sache mit dem „Blinden“	141
Das „Hausschwein“ aus Hamburg und die Strand-Massage in Thailand	145
Wer kennt die Antwort: Warum duften Rosen denn nicht mehr nach Rosen?	153
Der Traum vom Fliegen	
und wie er für mich endete	158
Mein kleiner Kevin wünscht sich einen „richtigen“ Papa	164
Da saß die „Hexe“ im Berliner Knast vor mir – und war so „ganz anders“	170
Die „schlimme“ Apparate-Medizin kann auch ein Segen sein	177
Der dicke Hermann Göring und die „Nazi-Uniformen“ von Schulkindern	184
Glaube, Hoffnung, Liebe und das Schicksal eines kleinen Tsunami-Jungen	188
1. Zwei gigantische Killer-Wellen – danach Bilder wie aus Hiroshima	190
2. Der schönste Tag im Leben des kleinen Tsunami-Jungen	192
3. Nur einmal auf einem Elefanten reiten	194
4. Nur einmal essen, wovon ich träume	197
5. Baden unter einem Regenbogen	198
6. Ein dicker Seebarsch und eine große Muschel für die kleine Ordensschwester	200
7. Am Strand auf die toten Eltern gewartet	204
Am Heiligabend 2008 in Lettland bekam ich den Satans-Gruß	207
So war es und so bleibt es: Der schönste Weihnachtsbaum der Welt	214
Der Zeichner	224

Widmung

Seit mehr als zwei Jahrzehnten darf ich als Vorsitzender DIE DEUTSCHEN KONSERVATIVEN e.V. durch manchmal „sehr schwere See“ steuern.

Zwei Menschen haben mir immer besonders dabei geholfen: Heinrich Lummer, der frühere CDU-Bürgermeister und Innensenator von Berlin, und Casimir Prinz Wittgenstein. Ohne die Hilfe dieser zwei Männer und die vielen, vielen ungenannten Freunde wäre meine Arbeit überhaupt nicht möglich. Deswegen widme ich dieses Buch Heinrich Lummer, Casimir Prinz Wittgenstein und den Förderern meiner Arbeit.

Joachim Siegerist



Heinrich Lummer



Casimir Prinz Wittgenstein

Der Autor



Joachim Siegerist (62)

Als Konservativer nimmt er seit Jahrzehnten Einfluß auf die Politik. „Aus Pflicht, nicht aus Liebe“ wie er selber sagt. Als einziger Deutscher saß er im Parlament Lettlands, der Heimat seines Vaters. Eine gekaufte Stimme verhinderte die Bildung einer Siegerist-Regierung. Das Geld für den Stimmenkauf kam aus Deutschland. Sorge, daß Joachim Siegerist von Lettland aus auch das deutsche Parteien-System verändern würde. Er half mehr als 150 Politikern der CDU und CSU in Wahlkämpfen. Ohne ihn hätten die Unionsparteien in den „Siebzigern“ und „Achtzigern“ vermutlich zwei Ministerpräsidenten weniger gehabt. Für sich selber lehnte Joachim Siegerist stets die Bezeichnung „Politiker“ ab. „Ich bin Journalist – sonst nichts“.

Politik als Pflicht – Journalismus aus Liebe.

„Konservativ“ – das Markenzeichen bestreitet ihm niemand. Aber „konservativ“ – so ganz anders als in linken Klischees. Sozialisten sind für ihn Reaktionäre, Leute von gestern. „Die Unionsparteien haben sich geändert“, sagt Siegerist „ich nicht. Christlich, sozial, konservativ. Dabei bleibe ich.“

An jeder Zeile seines neuen Buches merkt man die „Siegerist-Gesinnung“.

Ein Mann, der sich nie „angepaßt“ und trotzdem durchgesetzt hat.

Ein blaues Hakenkreuz in den Schnee pinkeln

Entschuldigung – aber ich bin so: 7 Jahre alt da hab ich ein Glas blaue Tinte in mich reingekippt. Marke PELIKAN-„Königsblau“. Februar 1954 in der Niebuhrstraße in Kiel. Ich wollte beweisen: Wer blaue Tinte säuft, der kann auch blaue Kreise in den weißen Schnee pinkeln. Auf die Idee hatten mich indirekt meine älteren Brüder gebracht. Manfred und Hans Günter. Mehr noch meine Lehrerin Fräulein Schlieff aus der „Hardenberg-Schule für Knaben“ in der Hardenbergstraße. Fräulein Schlieff haßte mich aus tiefster Seele. Als Schulkind war ich für sie „noch unreif“, und sie schrieb mit spitzer Tintenfeder in mein Zeugnis: „Er ist faul und steckt noch im Spielalter, stört im Unterricht.“

Fräulein Schlieff war ein in der Wolle gefärbtes Nazi-Weib. Im Religions-Unterricht paukte sie uns ein: „Die Juden haben unseren Herrgott ans Kreuz genagelt. Deswegen wurden sie von Adolf Hitler bestraft.“ Das erzählte ich meiner Mutter die klopfte tags darauf bei Fräulein Schlieff ans Lehrerzimmer. Meine Mutter, Kriegerwitwe, die vier Kinder allein großziehen mußte, hatte dem „Führer“ als junges BdM-Mädchen in Wiesbaden einmal die Hand schütteln dürfen aber die Schrecken des Krieges machten sie zur NS-Gegnerin. Oft erzählte sie uns Kindern davon, wie Karoline Bierbrauer, ihre Mutter aus Wiesbaden-Bierstadt, für mit ihr befreundete Juden auf eine Mauer ihres kleinen Bauerngehöfts heimlich Lebensmittel gelegt hatte. Böse Nachbarn schwärzten sie bei der NSDAP-Ortsgruppe an. Gestapo. Einer harten Bestrafung entging meine Großmutter wohl nur durch einen Schutzengel und der Tatsache, daß ihr Schwiegersohn, der später in Frankreich gefallene Mann meiner Mutter, Berufssoldat war. Meine Mutter – geprägt durch ein schweres Leben – war in der Auswahl ihrer Worte alles andere als diplomatisch. Jedenfalls unterrichtete Fräulein Schlieff nie wieder, „daß der



Führer die Juden zu Recht bestraft hatte“. Ich sollte davon nichts mitbekommen, weil ich noch „zu klein“ war, lauschte aber an der Tür, als sie zu ihrer Freundin Emmy Wandmaker fast triumphierend sagte: „Dieses dumme Weib wird meinem Sohn nicht noch einmal den alten Nazi-Dreck erzählen. Die hab ich selbst ans Kreuz genagelt.“ Emmy Wandmaker stand bei uns Kindern hoch im Kurs. Sie war die erste Frau in Kiel, die in den „Fünfgigern“ ein eigenes Taxi fuhr. Eine Frau als Taxifahrerin heute normal. Damals eine Sensation, die ihr reichlich kostenlose Reklame in den KIELER NACHRICHTEN und im Rundfunk einbrachte. Mir imponierte das wenig. Viel, viel wichtiger für mich: „Tante Emmy“, wie ich sie nannte, steckte mir hin und wieder heimlich 5 Mark in die Tasche meiner abgeschabten Latz-Lederhose mit bayerischen Hosenträgern und flüsterte leise: „Aber halt die Klappe.“ Vom vielen Rauchen und Asbach-Uralt hatte sie eine Stimme wie ein Reibeisen. Doch ihr Flüstern beim heimlichen 5-Mark-Zustecken das klang wie Engelsgesang in meinen Ohren. 5 Mark in den „Fünfgigern“ für meine kindliche Phantasie ein „Millionen-Vermögen“. Ich konnte es kaum in Eis, Brausewürfel, Nappos, Salmiakpastillen und Negerküsse umrechnen. Logisch – die 5 Mark von „Tante Emmy“ imponierten mir mehr als ihre Taxifahrerinnen-Popularität in Kiel.

Zurück zur Tinten-Pinkelei. Während des Krieges wurden kinderreiche Familien wegen des Bomben-Terrors der Engländer und Amerikaner „aufs Land“ evakuiert. Auch wir. Hessbüll (Neukirchen) – ein winziges Kaff in Norddeutschland. Heute Kreis Nordfriesland – dicht an der dänischen Grenze. Mein Geburtsort. Manfred und Hans Günter, meine Brüder, waren überzeugt: Wer blaue Tinte trinkt, der kann auch blaue Muster in den weißen Schnee pinkeln. Obwohl selbst simple Tinte damals noch Mangelware war verschwenderisch-mutig setzten sie ein PELIKAN-Glas an die Lippen. Ein tiefer Schluck für jeden dann langes Warten. Blaue Lippen wie schwer Herzkranke und immer noch Warten. Man-

fred mußte als erster. Einen blauen Kreis wollte er pinkeln – und ein Hakenkreuz. Kreis? Das war nicht so schwer. Hakenkreuz malen streng verboten. Hakenkreuz pinkeln – das war für ein Kind natürlich noch tausendmal spannender. Die Enttäuschung war groß. Trotz PELIKAN der Kreis im Schnee war gelb. Gelb wie eine Quitte. Zum Hakenkreuz reichte es nicht mehr.

Kreis und Hakenkreuz – das war Hans Günter zu langweilig. Er wünschte sich ein blaues Zick-Zack-Muster im weißen Schnee. Ein Jahr jünger als Manfred. Natürlich wollte er schon allein deswegen den älteren Bruder nicht einfach nachäffen. Aber auch bei ihm: Sein Zick-Zack im Schnee: Gelb.

Zwei Zuschauer hatten das Pinkel-Experiment beobachtet: Meine 10jährige Schwester Karin und ich vierjähriger Dreikäsehoch. „Du bist ein Mädchen, mußt dich umdrehen“ wurde Karin während des Experiments angefaucht. Nach dem Experiment durfte sie das Kunstwerk im Schnee begutachten. Als auch sie nur Gelb und nicht den Anflug von einem zumindest zarten Blau entdeckte, tröstete sie Manfred und Hans Günter: „Nicht traurig sein. Hättet ihr gekotzt, statt gepinkelt es wäre bestimmt blau geworden.“

Zurück zu Fräulein Schlieff und zu meinem eigenen Tinten-Versuch in Blau. Wir lernten in der ersten Schulklasse das Schreiben noch auf einer Schiefer-Tafel mit einem laut kratzenden und manchmal quietschenden Griffel. Der war auch aus Schiefer. Zum weiteren Inventar gehörten Griffelspitzer, Tafelläppchen, Schwämmchen und Tafelschoner. Die Schiefergriffel lagen in einem Holzkästchen. Rund 30 Kinder in einem Klassenraum. Das Schreiben ein eigenartiges Konzert. Nichts für empfindliche Ohren.

In der zweiten Klasse dann der Schritt in die „Neuzeit“. Tinte! Was für ein Sprung nach vorn. In den hölzernen Zweier-Schulbänken mit schrägen Schreibflächen gab es Vertiefungen für die Tintenfässer. Statt Füller – Federhalter. Ein spitz zulaufendes Stäbchen in allen möglichen Far-

ben mit einer sehr simplen Metallfeder, die beim Schreiben immer wieder ins Tintenfaß eingetaucht werden mußte. Gefahr dabei: War zuviel Tinte in der Feder, gab es Kleckse. Ich hatte immer Kleckse. Dazu giftige Bemerkungen im Zeugnis: „Der Junge hat eine liederliche Handschrift.“ Ich konnte mir noch soviel Mühe geben trotzdem Kleckse dazu giftiges Zischen von der blöden Schlieff: „Schreiben lernst du nie.“ Dann entdeckte der geniale Journalist Eduard Rhein für die HÖRZU den Igel Mecki. Und ich war plötzlich das glücklichste Kind der Welt, weil der kleine Redaktions-Igel seine Unterschrift „Euer Mecki“ immer mit einem dicken Tinten-Kleck verzierte. Als ich später Chefreporter der HÖRZU wurde, mußte ich oft an Fräulein Schlieff denken. Noch heute tun mir Kinder leid, die Lehrer haben, die nichts – aber auch gar nichts – von den Seelen und Gedanken der ihnen anvertrauten Kinder verstehen.

Bevor wir in die „höheren Weihen“ der Tinten-Schreiberei eingeführt wurden, gab es lange Unterrichtsstunden über Tinte. Alles über Tinte. Von Martin Luther, der auf der Wartburg sein Tintenfaß an die Wand feuerte, weil er dort den Teufel sah. Das fand ich natürlich irrsinnig spannend. Zum Einschlafen und völlig unverständlich war mir die in einem alten Schulheft aufbewahrte Erklärung: „Als Tinte bezeichnet man eine intensiv gefärbte Flüssigkeit zur Verwendung in Federkielen, Pinseln oder Füllfederhaltern. Tinte besteht meist aus einer Lösung der Dispersionen von Farbstoffen in Wasser oder anderen Lösungsmitteln, die wenig oder keine Bindemittel enthalten.“ Fräulein Schlieffs Tinten-Unterricht für siebenjährige Kinder!

Doch eines halte ich Fräulein Schlieff zugute. Sie schaffte es, daß sie in meiner kindlichen Phantasie Martin Luther auf die gleiche Ebene wie einen Tintenfisch hob. Martin Luther, der Teufel und das Tintenfaß waren spannend. Der Tintenfisch und seine Tinte waren es auch. Ein echter Tintenfisch zum Schreiben wäre sicherlich interessanter gewesen als ein simpler Federhalter. Fräulein Schlieff hatte uns erzählt: „Der Tintenfisch verspritzt Tinte, damit

seine Feinde ihn nicht mehr sehen und fressen können.“ Im Internet fand ich es so: „Tintenfische sind die intelligentesten Weichtiere. Mit dem Ausspritzen der Tinte legt er keine Nebelwand, um nicht gesehen zu werden. Der Tintenfisch verspritzt eine kompakte Pigmentkörnchen-Wolke, die an der Stelle schwebt, an der einen Augenblick vorher noch der per Rückstoß davongeschossene Tintenfisch war. Der angreifende Räuber verwechselt die Tintenwolke mit dem Tintenfisch und beißt in die Tintenwolke.“

Schollen oder Steinbutt, zu deren Lieblingsspeise Tintenfisch gehört, saufen also auch blaue Tinte.

Wie gern hätte ich Fräulein Schlieff erzählt, daß Tinte außer bei Martin Luther und beim Tintenfisch noch eine andere Besonderheit hat und mir kam das mißlungene Experiment meiner Brüder in den Sinn. Wieder war es Winter. Wieder lag dicker, weißer Schnee auf Straßen, Häusern, Gärten. Noch einmal den Versuch wagen. „Der dicke Becker mit der Warze auf der Nase“ ein anderer Lehrer, hatte im Unterricht davon berichtet, wie viele Genies – angefangen von Leonardo da Vinci – vergeblich den Bau eines „Fluginstrumentes“ geplant hatten. Keiner von ihnen flog wie ein Vogel. Bis zum AIRBUS sollten noch Jahrhunderte vergehen. Vielleicht würde ich Fräulein Schlieff und meinen Brüdern damit imponieren, daß ich der erste Junge der Welt sein würde, der blaue Kreise in den Schnee pinkeln kann. Nur – sicher war ich meiner Sache nicht. Den Versuch wagen – dazu war ich fest entschlossen. Einmal in meinem Leben ein blaues Muster in den weißen Schnee pinkeln. Blamieren wollte ich mich nicht. Deswegen: Das Experiment zunächst einmal allein durchführen. Hinter unserem roten Klinkerstein-Haus in der Kieler Niebuhrstraße gab es einen großen Garten. Ganz am Ende eine hölzerne und windschiefe Laube. Vom Wind und der Zeit zerzaust wie ein Hexenhäuschen. Ideales und nicht einsehbares „Testgebiet“ für meinen Erst-Versuch. Ich glaube, ich kippte zunächst einen Liter Wasser in mich rein, damit ich auch „konnte“ wenn es soweit war.

Aufs Wasser noch zwei, drei Schluck PELIKAN-
„Königsblau“.

Hose auf, mit beiden Händen auf die Blase drücken
..... und dann!!! Ja – und dann ich muß die Ge-
schichte nicht bis zum Ende erzählen.

Als Kind hatte ich nicht genügend „Grips“, um diesen
Spruch zu verstehen heute hängt er bei mir im Büro:

GOTT gebe mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen,
die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die
ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen
zu unterscheiden.

So war es als Kind mit der Tinte – und so ist es heute für
mich im ganzen Leben.

Das Ohr von van Gogh und ein Treffen mit Gorbatschow bei Cappuccino zu 15,50 EURO

„Zack.“ Ein Schnitt, ein Schrei, viel Blut – das Ohr fiel auf den Boden. Vincent van Gogh, berühmter Maler. Anatomisch ein wenig korrekter gesagt: Die obere, linke Hälfte der Hörmuschel fiel zu Boden. Bis heute nicht sicher, wie es dazu kam. Die einen: „Er hat sich das Ohr selbst abgeschnitten, um für sich und den nicht funktionierenden Verkauf seiner Bilder mehr Aufmerksamkeit zu erzielen.“ Die anderen: „Alles Quatsch. Der Täter war Paul Gauguin. Der Franzosen-Maler hatte statt Pinsel ein Messer in der Hand. Es kam zum Streit und ab war das Ohr. Wer kennt die Wahrheit? Nur so viel ist klar: Geblieben sind die Bilder von zwei Malern, die zu Lebzeiten mehr als bescheiden leben mußten. Aus zwei Gründen hatten sich van Gogh und Paul Gauguin in einer Art Künstler-Kommune im Süden Frankreichs zusammengetan, gaben ihr den poetischen Namen „Atelier des Südens“. Kommune – heute „modern“: Wohngemeinschaft. Wo geht das gut? Die beiden komplizierten Charaktere lagen sich schon nach zwei Monaten in den Haaren. Ohr ab – Trennung. Paul Gauguin fuhr nach Paris – Vincent van Gogh kam ins Krankenhaus Arles – dann in die Nervenheilanstalt. Spätestens seit diesen Tagen hält sich die Behauptung: „Genies sind verrückt, Genies sind immer verrückt.“

Sind Genies nun immer verrückt oder sind sie es nicht? Darüber wollte ich eine Serie schreiben – fürs DEUTSCHLAND-Magazin, war zum ungestörten Nachdenken auf „Tauchstation“ gegangen – in Venedig. Italienische Freunde auf Reisen hatten mir ihre Wohnung am Canale Grande der Traumstadt für 14 Tage „ausgeliehen“. Unmengen von Büchern über „Genies“ im Reisegepäck. Natürlich reizt van Gogh von allen verrückten Genies am meisten. Gründe: 1. Das Ohr. 2. Seine Bilder. 3. Arm ge-

storben, aber seine Sonnenblumen wurden 1987 für umgerechnet 72 Millionen D-Mark versteigert. Seinerzeit: Teuerstes Gemälde der Welt.

Als Bilderverkäufer selber da war van Gogh denkbar ungeeignet. Ein Kunsthändler feuerte ihn, weil er im Umgang mit den Kunden sich „als äußerst ungeschickt“ erwies. Das ging vermutlich nach dem Motto: „Was, solchen Mist wollen Sie kaufen? Sehen Sie sich dieses an. Das ist zwar billiger, aber viel schöner.“ Tiefe Depression, untätig – dann wieder die Schaffenskraft eines „Übermenschen“. In nur 70 Tagen schuf das „verrückte“ Kunstgenie van Gogh einmal rund 80 Gemälde und 60 Zeichnungen. Am 27. Juli 1890 schoß van Gogh sich eine Kugel in die Brust. Zwei Tage später starb er – im Beisein seines Bruders Theo, ohne dessen ständige Hilfen Vincent wie ein Bettler gelebt hätte.

Anerkanntes – nicht „verrücktes“ Genie – das war zweifellos Johann Wolfgang von Goethe. „Zweifellos?“ Als junger Mann arbeitete Goethe eine Zeit als Praktikant beim Reichskammergericht in Wetzlar. Johann Christian Kestner, ein Kollege, beschrieb ihn so: „Er ist in seinen Affekten heftig. Er ist bizarr und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte.“ Dieser Brief aus dem Jahre 1772 beginnt aber mit dem Satz: „Er besitzt, was man Genie nennt

Ein „verrücktes“ Genie wie Goethe das wünsche ich mir in der heutigen Politik Deutschlands. Stichwort „Staatsverschuldung“. Im Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach war Goethe zeitweilig so etwas ähnliches wie ein „Finanzminister“. Sein Programm, das die Linken von heute wohl als „neo-liberal“ verteufeln würden war simpel – aber ungebrochen „genial“; Einschränkung der öffentlichen Ausgaben – bei gleichzeitiger Förderung der Wirtschaft, um so den total verschuldeten Staatshaushalt zu sanieren.

NS-Propagandaminister Goebbels beschimpfte den deutschen Nobelpreisträger Albert Einstein als „verrückten Juden“, „übergab“ am 10. Mai 1933 auch dessen Schriften der „öffentlichen Verbrennung undeutschen Schrifttums den Flammen“. Hätte sich Goebbels damals nur am Feuer den Hintern verbrannt Das geniale Gehirn von Einstein war der Wissenschaft so wichtig, daß es nach seinem Tode am 18. April 1955 (er starb mit 76 Jahren) von dem amerikanischen Pathologen Thomas Harvey bei der Obduktion regelrecht geklaut wurde – um es, wie er behauptete, „für weitere Untersuchungen seiner womöglich einzigartigen Struktur der Nachwelt zu erhalten“. Goebbels sprach vom „verrückten Juden“. Albert Einstein sollte – nach dem Tod Chaim Weizmanns – 1952 der zweite Staatspräsident Israels werden. Der „verrückte Jude“ lehnte ab.

Entschuldigen Sie die jetzige Formulierung: Aber sehe ich mir die „karriere-geilen“ Politiker von heute an, die Gesinnung für Posten über Bord werfen denen muß die Ablehnung eines Staatspräsidenten-Postens durch Einstein wirklich als die Tat eines „Verrückten“ erscheinen.

Das venezianische Studium über „verrückte Genies“ machte mich selber schier verrückt, wenn ich daran dachte, all die Bücher noch durchackern zu müssen, die da vor mir lagen. Der Markusplatz lockte mehr als das Studium „verrückter“ Genies – wie Salvador Dali, der 1950 in einem Pariser Luxushotel für die Dauer eines Jahres eine Suite in der ersten Etage angemietet hatte. Wie Picasso – im Gegensatz zum armen Vincent van Gogh konnte Dali seine eigenen Werke mehr als nur gut verkaufen. In seiner „Verrücktheit“ sorgte er für Aufruhr unter Hotelbelegschaft und Gästen, indem er eine Herde Schafe in seine Suite bestellte und sich Fliegen im Park fangen ließ. Mozart, Beethoven, Michelangelo und Leonardo da Vinci alle wurden zu Lebzeiten als ein „wenig verrückt“ geschildert aber solide Fundamente für eine Serie „Verrückte Genies“ also wirklich „Verrückte“ die konnte ich mit gutem Gewissen nicht zu einer Serie zusammenführen.

Also entschloß ich mich – dann eben eine Reportage über die „in Venedig lebenden Deutschen“.

Ich vereinbarte erste Termine, mein guter Freund und alter Axel-Springer-Fotograf Uwe Hempen reiste an. „Das Leben der Deutschen in Venedig.“ So ein Bericht hatte Hand und Fuß. Vor dem ersten Termin – ich bestand darauf: „Einmal einen Cappuccino auf dem Markusplatz trinken.“ Kleines Täßchen, große Rechnung. 15,50 Euro für einen Cappuccino. „In Venedig sind die Preise verrückt“, beschimpfte ich den Kellner. „Aber die Musica“ beruhigte er mich, zeigte auf das Orchester vor dem Café „und unser Ausblick.“ Wir wollten schon gehen – da stieß mich Uwe Hempen an: „Sieh mal, wer da kommt.“ Tatsächlich. Deutlich zu erkennen an seinem roten Mal auf der Stirn, die so wenig Haare hat wie meine. Gorbatschow. Michail Sergejewitsch Gorbatschow. Einst Generalsekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion. Bis Dezember 1991 Präsident des einst so mächtigen Reiches. Durch seine Politik der Glasnost (Offenheit) und Perestroika (Umbau) hatte er das Ende des Kalten Krieges eingeläutet, die deutsche Wiedervereinigung möglich gemacht. Gorbatschow steuerte direkt auf uns zu. Mein Zorn auf die 15,50 Euro für den „teuersten Cappuccino der Welt“ war verflogen. Keine Polizei, keine Sicherheitsbeamten, keine vorherige Ankündigung, „den Weg freizugeben“, wie im Kommunismus seiner Regentschaft noch üblich Gorbatschow spazierte über den Markusplatz. Einfach so. Neben ihm zwei ältere russische Freunde und eine jüngere Frau, vermutlich Dolmetscherin. Gorbatschow spricht nur Russisch, konnte nicht wie der einstige KGB-Major in Dresden, Herr Putin, die deutsche Sprache erlernen. Trotzdem gibt es einen auf Deutsch übersetzten – allerdings stark verkürzten – Satz, den Gorbatschow bei seinem letzten Honecker-Besuch gesagt haben soll: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ Gorbatschow setzte sich an unseren Nebentisch, sah mein erstauntes Gesicht, grüßte freundlich lächelnd.

Prominente in meinem Leben – kein Mangel daran. Das



brachte der Beruf als Journalist so mit sich. Die meisten „Prominenten“ im Gespräch – ich mußte für Informationen und Interviews nur Interesse vorheucheln. Viele der „Prominenten“ langweilten mich ganz einfach – und nicht selten stellte ich mir die Frage: „Warum ist dieser Holzkopf eigentlich so prominent?“

Was ich regelrecht verabscheute – das war die verbreitete Journalisten-Gier, sich mit „Prominenten ablichten“ zu lassen. Sie schraubten damit eigene Bedeutungslosigkeit ein wenig auf die Stufe „bedeutend“. Ich hatte einen Kollegen – der drängelte sich bei jedem Prominenten vor und ergriff ungefragt dessen Hände zum Gruß. Der bezahlte Fotograf stand schon bereit. Die Wände vom Redaktionsbüro meines Kollegen waren tapeziert mit „Prominenten“-Fotos und ihm. Fast auf allen Bildern gleicher Gesichtsausdruck: Überrascht oder überrumpelt in die Kamera blickender „Promi“, lächelndes Grinsen meines Kollegen. Stolz zeigte er jedem Besucher seine „Galerie“.

Doch zugegeben: Erstmals war auch für mich diese Versuchung groß. Immerhin Gorbatschow und neben mir Fotograf Uwe Hempen, der mir leise einredete: „Nur ein Foto fürs DEUTSCHLAND-Magazin.“ Doch in diesem Moment auf dem Markusplatz – da hatte ich andere Gedanken im Kopf. Den Kommunismus abschaffen – das wollte Gorbatschow nicht. „Reformieren“ – die Kommunisten „modern aufstellen“ – das war seine Idee. Der von mir verehrte US-Präsident Ronald Reagan war dem Sowjet-Chef gegenüber mißtrauisch, er traute keinem „Roten“ über den Weg. Ich auch nicht. Ganz so friedlich, wie in Deutschland dargestellt, war der „Friedens-Nobelpreisträger“ nicht in seiner politischen Laufbahn. Deutsche Wiedervereinigung. Es ist unwahr, daß ihm das ein „Herzensanliegen“ war. Die Internet-Enzyklopädie Wikipedia beschreibt es treffend so: „Während der friedlichen Revolution in der DDR und der Auflösung Osteuropas Ende 1989 war Gorbatschow von den dramatischen Entwicklungen in der sowjetischen Innenpolitik abgelenkt. Abspaltung nicht nur des Baltikums, sondern auch

des Kaukasus, drohender Staatsbankrott und Streiks. So mußte er ohne Konzept und Alternativen letztlich die Vorschläge des Westens zur Wiedervereinigung und NATO-Mitgliedschaft Gesamtdeutschlands akzeptieren, obwohl dies ursprünglich nicht von ihm beabsichtigt war. Er ernstete dafür jedoch von Seiten Deutschlands eine erhebliche Friedensdividende. Seine Rolle beim bewaffneten Einschreiten sowjetischer Truppen im Baltikum war zunächst von der Staatsraison diktiert, letztlich beugte er sich aber dem Volkswillen.“

Noch zur Schreckensherrschaft Stalins trat Gorbatschow 1952 der KPdSU bei, machte schnell Karriere. Ein Teil meiner Familie vegetierte und kreperte damals elendiglich in Sibirien. Wenn auch winziges Teilchen dieses Systems – aber als „Apparatschik“ gehörte Gorbatschow zu dieser Mörderbande. Wir Deutschen erinnern uns noch in 100 Jahren an die Schrecken der NS-Herrschaft. Vielleicht ist das auch nicht einmal schlecht. Aber es kann nicht normal sein, daß alle kommunistischen Verbrechen und die Schreckensherrschaft der roten Massenmörder bei vielen schon jetzt in Vergessenheit geraten sind. Das alles ratterte durch mein „verrücktes“ Gehirn – als ich da so dicht neben Gorbatschow saß. Durch Zufall auf dem Markusplatz von Venedig – bei Cappuccino für 15,50 Euro „mit Orchester“. Dann Bilder von Ulbricht, Honecker, Breschnew und Gromyko in meinem Schädel. Die hätten die „friedliche Revolution“ in Deutschland mit Panzern niedergerollt. Da bin ich mir sicher. Aus welchen Gründen auch immer: Unter Gorbatschow kam Deutschland wieder zusammen, und „mein“ Lettland wurde nach langer Knechtschaft freier Staat. Gorbatschow, das war wohl der erste Kommunist, bei dem ich meine Bedenken gegen die in meinem Kopf nicht auszulöschenden „roten Banditen“ für einen kleinen Moment vergaß. Gorbatschow war ein Glück für die Freiheit vieler Menschen.

Plötzlich stand ich ganz einfach auf, ging an den Nebentisch und sagte ihm: „Ich bin nur ein simpler Deutscher. Deutscher mit Vorfahren aus dem Baltikum. Ich möchte

ganz einfach ‚Danke‘ zu Ihnen sagen.“ Gorbatschow ließ sich von der jungen Frau meine Worte übersetzen, stand auf, schüttelte mir die Hand – und als er Uwe Hempen mit Kamera in der Hand erblickte, da sagte er auf Russisch: „Ich bin Privatmann – und bitte machen Sie kein Foto von mir.“ Dann schüttelte er herzlich auch die Hand meines Freundes Uwe. Deswegen: Ein Foto vom Händedruck zwischen Gorbatschow und mir – das gibt es nicht. Aber die Idee zu einem wunderbaren Titelbild dieses Buches die wurde in Venedig geboren. Durch „verrückte“ Genies und Michail Sergejewitsch Gorbatschow.

Obama, Buchenwald, die Queen und die verlogene politische Korrektheit

Schön, wenn Deutschland eine Königin hätte. So eine wie die Engländer. Elisabeth II. auf Deutsch wäre mir lieber als das graue Polit-Mittelmaß in unseren Parteien. Die englische „Queen pur“ – ohne Prinz Philip das würde mir noch besser gefallen. Der erinnert mich in seiner billigen Wortwahl oft mehr an einen besoffenen Hafenarbeiter auf den Docks an der Themse – als an einen Prinz-Gemahl. Ich bin „heimlicher“ Monarchist. Wäre Wilhelm II. nicht so ein großmäuliger Hohlkopf gewesen vermutlich hätte es keinen Adolf Hitler gegeben und keinen Zweiten Weltkrieg.

Aber wer wagt das heute noch zu sagen? Wir sind ja alle „politisch korrekte“ Super-Demokraten und da darf es keine Könige, Prinzessinnen und Prinzen geben – höchstens noch in den Märchen der Gebrüder Grimm. Trotzdem sage ich: Einige noch existierende Monarchien sind die besten und stabilsten Demokratien der Welt.

Die Gedanken sind frei von wegen. Wer heute „politisch unkorrekte“ Dinge denkt und sie auch noch formuliert, der steht mit einem Bein im Knast. Denken wir zum Beispiel an dieses Jahr zurück. Anfang Juni war US-Präsident Obama – gemeinsam mit dem englischen Premier Gordon Brown und dem französischen Staatspräsidenten Sarkozy – am französischen Meeresstrand der Normandie. Alle blickten traurig auf die Wellen, gedachten der dort gefallenen US-Soldaten aus dem II. Weltkrieg. Tags zuvor war Obama im KZ-Buchenwald, legte für die Opfer des NS-Regimes eine weiße Rose nieder. Über die Schrecken des NS-Konzentrationslagers muß kein zivilisierter Mensch lange diskutieren.

Aber warum haben weder die in der „DDR“ aufgewachsene Angela Merkel noch Obama ein Wort darüber verloren, daß das KZ Buchenwald nur wenige Wochen nach seiner Befreiung von Stalin und Ulbricht erneut als Gefan-



genenlager für politische Häftlinge genutzt wurde? Und galt nicht das gleiche für Sachsenhausen? Die Unfreiheit ging weiter. Auch der Tod. Nur die Fahne war ausgewechselt worden – rot statt braun.

Warum wird das Schicksal des jüdischen Kommandeurs, der Auschwitz befreit hat, verschwiegen? Er hielt die Judenverfolgung im sowjetischen „Arbeiter- und Bauernparadies“ nicht aus und siedelte deswegen in die USA über. Vergessen von Rußland, Deutschland, Israel verstarb er dort Ende 2005. Seine Witwe gab Ronald Gläser vom konservativen DEUTSCHLAND-Magazin Fotos von der Auschwitz-Befreiung und von ihrem Mann ... Damals noch stolz in der Uniform der Roten Armee. Soll ich über meine eigene Familie schweigen? Die erste Familie meines lettischen Vaters kam unter Stalin nach Sibirien und wurde fast ausnahmslos im Archipel Gulag ermordet.

Warum zerren wir 90jährige Greise aus brasilianischen Urwäldern, stellen sie vor Gericht? Warum durchwühlen wir Gräber, um durch DNS-Proben festzustellen, ob der Name auf dem Grabstein tatsächlich mit dem in der Erde liegenden Skelett übereinstimmt? Aber zur gleichen Zeit akzeptieren wir in Deutschland Regierungskoalitionen mit ehemaligen oder „Immer-noch-Kommunisten“. Das soll „gerecht“ sein?

Ganz sicherlich ist auch dieser Gedanke „politisch unkorrekt“: Engländer, Amerikaner, Franzosen und Russen feiern den gemeinsamen Sieg über NS-Deutschland. Dabei wird verschwiegen: Frankreich und England erklärten Deutschland den Krieg wegen des Einmarsches der Deutschen in Polen. Aber auch Stalin marschierte in Polen ein. Dem erklärte niemand den Krieg. „Für die Freiheit Polens“ wollte Winston Churchill kämpfen – und für die „Zivilisation“. Die Wirklichkeit: Nach dem II. Weltkrieg war den Alliierten die Freiheit Polens schnuppe. Sie lieferten das ganze Land den Bolschewiken aus. Gratis dazu noch halb Europa. Churchill wurde als Premier gestürzt, England verlor seine Weltbedeutung und aus „niemals wieder Krieg“ wurden in rund 20 Jahren nach 1945 mehr

als 100 Kriege mit Millionen von Toten. Hitlers Verbrechen sind „unsterblich“. Ich bin nicht dagegen, weil es richtig ist, die guten wie die schlechten Kapitel deutscher Geschichte für alle Zeiten festzuhalten. Aber was ist mit dem Massenmörder Mao Tse-tung, wer kennt noch den Namen Pol Pot, der mehr als 2 Millionen Kambodschaner umbrachte? In den „Siebzigern“ war ich der erste westliche Journalist, der mit kambodschanischen Flüchtlingen in thailändischen Flüchtlingslagern sprechen konnte. Damals schrieben linke Zeitungen in Deutschland „Siegerist übertreibt“. Die von mir geschilderten Greuel der Roten Khmer sprengten menschliches Fassungsvermögen aber sie waren Realität.

Der rumänische Diktator Ceausescu war ein Massenmörder. Aber von Willy Brandt bis US-Präsident Nixon sie alle empfingen und besuchten ihn mit großen Ehren. Nur die englische Queen wollte „diesen Herrn“ nicht wiedersehen. Ceausescu, Ehefrau Elana und Gefolge hatten das halbe Inventar der noblen Unterkunft in London geklaut und im rumänischen Diplomatengepäck nach Bukarest geschleppt.

Warum ist die Geschichtsschreibung so unehrlich? Für „Bomber Harris“ bauten die Engländer im Zentrum Londons ein Denkmal. Als Obama im Juni 2009 in der Dresdner Frauenkirche stand, hörte ich kein Wort davon, daß im Februar 1945 Tausende von deutschen Flüchtlingen und Dresdnern in dieser Kirche Zuflucht vor dem Feuersturm gesucht hatten. Die von Harris wissenschaftlich ausgeklügelten Feuerstürme entfachten im Gotteshaus eine Höllenhitze von 1500 Grad und mehr. Die Menschen verbrannten nicht, sie verdampften. Als Gerhard Hauptmann aus sicherer Entfernung den blutroten Himmel über Dresden sah, mußte er weinen. Bei meinem letzten Besuch in Dresden im Mai 2009 traf ich einen alten Taxifahrer. Sein Vater hatte bei den zwei verheerenden Luftangriffen der Engländer und Amerikaner Leichenberge zum Verbrennen mit aufgeschichtet. So sollten Seuchen verhindert werden. Der alte Papa erzählte dem Sohn später: „Es müs-

sen Zehntausende gewesen sein. Vielleicht 200 000 – oder noch viel mehr.“ Offiziell werden rund 20 000 Opfer eingeräumt. Das ist „politisch korrekt“. Niemand erwähnt die ungezählten Deutschen aus dem Osten, die auf der Flucht in Dresden Rast gemacht hatten. Sie fühlten sich dort sicher. Keiner konnte sich vorstellen, daß zivilisierte Menschen das „Florenz des Ostens“ in Schutt und Asche legen, Menschen wie Papier verbrennen würden – obwohl der Krieg im Februar 1945 längst gelaufen und Dresden – militärisch gesehen – als Bombenziel absolut uninteressant war.

Obama sprach mit Angela Merkel über die Aufnahme von Guantanamo-Terroristen in Deutschland. Ich hätte mir gewünscht, daß er nur ein Wort des Bedauerns über Menschen gesagt hätte, die von alliierten Tieffliegern auf den Elb-Wiesen im Zentrum Dresdens wie Karnickel auf einer Treibjagd abgefeuert wurden. Nein – ich lasse mir das Maul von den „politisch Korrekten“ nicht verbieten. Ich habe zu keiner Zeit auch nur einen Funken Sympathie für Adolf Hitler und die NS-Diktatur aufgebracht, auch niemand in meiner Familie. Aber es gibt keine Völker, in denen nur Engel leben – oder Völker, die nur von Teufeln beherrscht werden. Wahrheit muß Wahrheit bleiben. Selbst wenn sie nicht paßt.

Nicht nur, daß diese „politische Korrektheit“ Geschichte verfälscht. Sie macht auch aus jungen Menschen Anpasser und Feiglinge mit gebeugtem Rücken. Schon jetzt gibt es Hunderttausende von jungen Deutschen, die aus Angst vor einem schlechten Schulabschluß bei linken Lehrern oder aus Karrieregründen im Beruf Dinge formulieren, an die sie nicht glauben. Die „politische Korrektheit“ zieht eine Generation von Feiglingen, Leisetretern und Anpassern heran.

Jahrgang 1947 bin ich. Nachkriegs-Generation. „Gnade der späten Geburt“ wie Helmut Kohl es formulierte. Ich bin überzeugter Christ, kann vergeben und bin von meinem ganzen Naturell her zu langanhaltenden Haßgefühlen überhaupt nicht fähig.

1974 wollte ich London sehen. Tower, Kronjuwelen, das Krönchen von Queen Victoria, die mit einem Deutschen aus Sachsen verheiratet war, Soho, die damals berühmte und bei jungen Leuten angehimmelte Carneby-Street, das Kaufhaus Harrods, und, und, und. Nur einmal das Glocken-Konzert von Big Ben hören. Wunderwerk der Technik. Komisch: Die meisten Touristen glauben immer, daß Big Ben der Name des großen Turmes vom „Palace of Westminster“ ist. Stimmt nicht. In diesem 98 Meter hohen Glockenturm gibt es insgesamt fünf Glocken, die den weltberühmten „Westminster-Schlag“ spielen. Die schwerste der fünf Glocken im Turm hat ein Gewicht von 13 Tonnen – und genau die ist es: Dieser Glocke haben die Engländer den Namen gegeben „Big Ben“.

London ohne einen Besuch von Westminster Abbey ist nicht London. Seit Jahrhunderten werden hier die englischen Könige gekrönt und beigesetzt. In Thailand trägt fast jeder Thai ein gelbes Armband mit der Aufschrift „Lang lebe der König“. Als Engländer würde ich mich nicht genieren, ein Armband mit der Aufschrift zu tragen „Lang lebe die Königin“. Vielleicht korrigiert mich später die Geschichte. Aber die Vorstellung „Prinz Charles als König“ oh, oh.

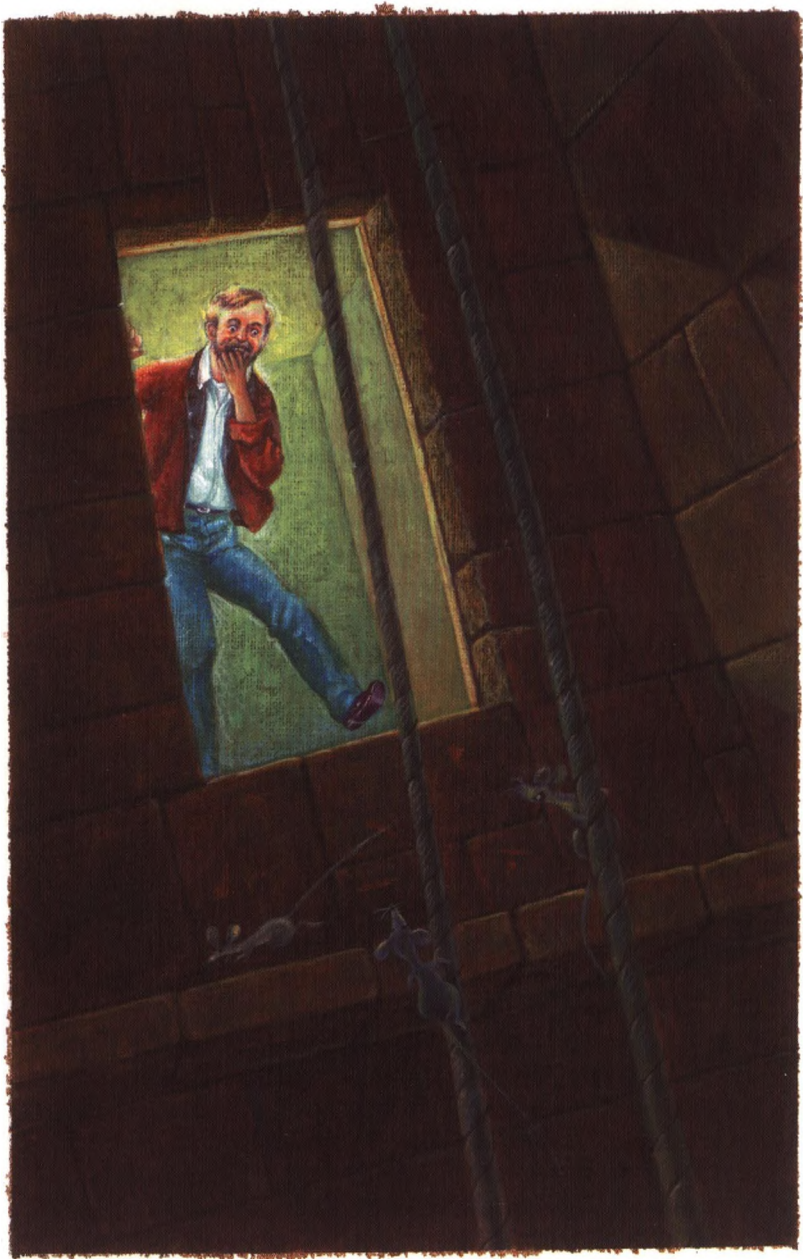
Der Haupteingang zu Westminster Abbey liegt an der Westseite des Gebäudes. Wie schön, wenn Deutsche und Engländer gemeinsam beherzigen würden, was dort deutlich sichtbar eingemeißelt steht: „Wahrheit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Friede“. Vier christliche Tugenden.

Als ich Ostern 1974 meinen ersten Besuch in London machte, stand als Punkt 1 eine Themse-Fahrt auf dem Programm. Die Enttäuschung war groß. Vergammelte Häuser, von deutschen V 1 oder V 2 zerstörte und immer noch nicht aufgebaute Gebäude, stinkend-trübe Brühe in der Themse. Nein – als toll empfand ich das nicht. Die Themse-Fahrt war für mich eine Enttäuschung.

Nur Jahre später kamen die Konservativen an die Macht: „Maggy“ Thatcher. Zugegeben, sie war alles andere als deutschfreundlich. Als englische Politikerin war sie Spit-

ze. Sie zerschlug die zerstörende Übermacht der „1000“ englischen Mini-Gewerkschaften mit ihren Maxi-Rechten und brachte die englische Wirtschaft „auf Trab“. Ich weiß, unter meinen Lesern gibt es viele ältere Deutsche, die keine England-Liebhaber sind. II. Weltkrieg. Ich kann es ein wenig nachempfinden. Aber glauben Sie mir: London ist heute eine wirklich großartige Stadt. Eine richtige, tolle Weltstadt. „Multikulti“? Natürlich funktioniert auch dieses Hirngespinnst nicht in der 7,5-Millionen-Stadt mit Hindus, Muslimen und Einwanderern aus einstigen englischen Kolonien. Womit ich sie beruhigen kann: 1. Die Engländer sind gegenüber Deutschen ausgesprochen freundlich. Nirgendwo bin ich Deutsch-Feindlichkeit begegnet – abgesehen von stockdummen Berichten in einigen englischen Massenblättern. 2. Sie können in England gut essen. Der englische Fraß von früher – „Fish and Chips“ und „Chicken and Chips“ – gammelter Fisch mit ekligen Kartoffel-Chips oder verbrutztes Hühnchen mit der gleichen Beilage das gibt es zwar immer noch an allen Ecken und Kanten Londons. Aber Sie finden auch Top-Italiener, erstklassige Chinesen. Beste Küche überall. Und wem englisches Brot nicht gefällt, weil es so aussieht und schmeckt, als wäre es aus Sägemehl gebacken – der kann zum deutschen Bäcker gehen. Nur ein wenig Zeit mitbringen. Da stehen immer lange Warteschlangen. Meist Engländer.

Ja – und dann war Ostern 1974 noch was in London. Natürlich konnte ich mir als junger Kerl kein 5-Sterne-Hotel erlauben. Schon simple Pensionen kosteten damals durch das hohe englische Pfund ein kleines Vermögen. Was soll ich lange reden? Mein erstes Hotel in London war eine schäbige Bude. Trotzdem kostete sie pro Nacht umgerechnet stattliche 160 D-Mark. Vierte Etage. Das winklige Treppenhaus ein Irrgarten. Allein der Gedanke, daß dort ein Feuer ausbrechen könnte Die Amis und die Deutschen streiten sich darüber, wer den Fahrstuhl erfunden hat. Logisch, daß ich mich auf die deutsche Seite stelle. Jedenfalls



entdeckte ich in alten Archiven, daß es Werner von Siemens war, der 1880 in Mannheim den ersten elektrischen Fahrstuhl der staunenden Bevölkerung vorstellte.

Was auch die Amis nicht bestreiten können – ohne elektrische Fahrstühle auch keine Wolkenkratzer in New York.

Meine Erfahrung mit dem Fahrstuhl in dem „Lause-Hotel“ 1974 in London hätte beinahe als englischer Agatha-Christie-Krimi mit nicht aufgeklärtem „Mord“ geendet. Ich wollte mir die vier Etagen in diesem verdammten Treppenhaus-Irrgarten ersparen, öffnete die Fahrstuhltür, sah an zwei dicken Fahrstuhl-Seilen drei Ratten emporkrabbeln und ein tiefes, schwarzes Loch. Ein Bein schon nach vorn zum Einsteigen – aber zum Glück die drei Ratten. Ich ekel mich vor diesen Viechern, sprang zurück. Vermutlich retteten mir die drei Ratten das Leben. Der Fahrstuhl stand in der unteren Etage. Aber die Tür in der vierten Etage ließ sich zum Einsteigen öffnen Na ja – den Rest kann sich jeder ausmalen.

Noch heute ist es so: Fahrstühle betrete ich sehr vorsichtig.

Nashorn-Rotz am Hosenbein

Liebe auf den ersten Blick. Gibt es. Aber bei mir war es eine etwas seltsame – und nicht ganz ungefährliche – „Liebe auf den ersten Blick“. Afrika in der glühend heißen Savanne von Namibia/„Deutsch-Südwest“, einstige Kolonie. Genau da verliebte ich mich in ein Baby – in ein Riesen-Baby. Erst 5 Wochen alt aber schon gute 60 bis 70 Kilo schwer. Kleine, runzlige und kurzsichtige Äuglein, graue Haut, neugieriger Blick. Ich saß im Jeep – zusammen mit Japanern, Amis, Deutschen und Murat Temeltas, unserem Hamburger Büroleiter. Zum Schutz vor der Sonne hatte ich mir einen „Südwestler“ auf meine Halbglatze gestülpt, kam mir mit dem Ding ziemlich lächerlich vor und sah gedanklich mit ähnlichem Hut den guten, alten Lettow-Vorbeck vor mir, legendärer Kommandeur der Kaiserlichen Schutztruppe aus längst vergangenen Zeiten.

Ich war drauf und dran aus dem Jeep zu steigen, das Riesen-Baby in den Arm zu nehmen, wollte es streicheln, liebkosen. Das spürte der schwarze Reiseführer, hob drohend den rechten Zeigefinger, schüttelte den Kopf und brummte verständnislos mit warnendem Unterton: „No, no, Sir – Mama is not far away.“ Nein, mein Herr – die Mama ist nicht weit entfernt und zeigte in südliche Richtung. Da stand Mama, schnupperte mit erhobenem Kopf in der Luft – und dachte im stillen wohl das, was alle Mamas manchmal denken: „Nur einen Moment nicht aufgepaßt – und schon ist das Kind verschwunden.“

Nur – diese Mama war keine gewöhnliche Mama. Die Mama des Riesen-Babys war eine Nashorn-Mama. Nach dem Elefanten das größte und gewaltigste Landsäugetier auf unserem blauen Planeten. An die 1,7 Tonnen schwer, 1,5 Meter Schulterhöhe und Körperlänge von bis zu 4 Metern. Das Horn von Mama Nashorn war an die 70 Zentimeter lang. Das bisher größte gemessene Horn kam auf 1,58 Meter Länge.

Mama Nashorn blickte in Richtung Jeep. Nashörner sehen schwerfällig aus – sind es aber nicht. Bei „Volldampf“

kommen sie locker auf 45 Kilometer pro Stunde, übertreffen damit Olympia-Reife von „nur“ zweibeinigen Spitzensportlern. Vor allem eines macht Angst vor Nashörnern: Sie haben schlechte Augen, aber einen extrem guten Geruchssinn: Wenn sie aus der Ferne etwas nicht erkennen können, dann senken sie drohend den massiven Kopf mit Horn und donnern das „unbekannte Zielobjekt“ so gewaltig an, daß der Boden der Savanne wackelt. Sieht aus wie ein Mammut-Torpedo. Unterschied: Einige Meter vor dem Ziel bleiben Nashörner meist stehen, weil sie dann mit ihren kurzsichtigen Augen sehen, wen oder was sie vor sich haben.

Alle Journalisten – ich schließe mich da nicht aus – neigen dazu, fesselnd und spannend zu berichten – manchmal auch übertrieben. Aber selbst die nüchterne Realität war für mich noch so, daß ich im Kopf hatte „Ei, jei, jei – hoffentlich geht das gut.“

Natürlich hatte der schwarze Reiseleiter ein Gebiet mit „angefütterten“ Nashörnern angesteuert. Da sind Tier und Mensch gute Freunde. Die Nashörner wissen, daß aus den „Benzin-Tieren auf Rädern“ Nashorn-Leckerbissen verteilt werden – saftiges Gras oder grüne Blätter.

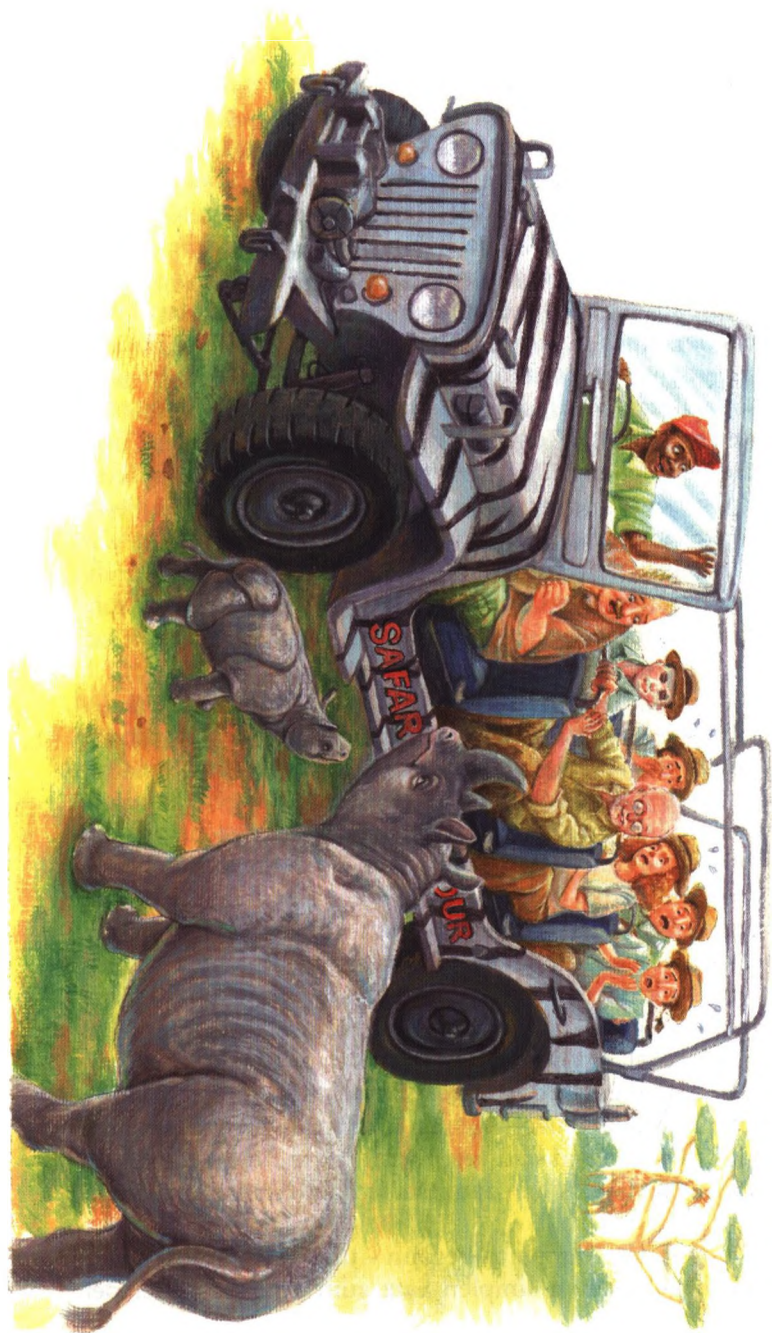
So kam Mama Nashorn auch nicht mit 45 Stundenkilometern auf uns zugesprescht, um ihr Riesen-Baby zu retten, sondern trottete gemächlich wie ein uraltes, übergroßes – aber gemütliches 6-Personen-Sofa – mit vier Beinen auf unseren Jeep zu. Riesen-Baby und Nashorn-Mama sahen erwartungsvoll auf den Wagen – „afrikanisiert“ durch schwarz-weißen Zebrastreifen-Tarnanstrich. Mein „Süd-wester“ war mir vor Schreck vom Kopf gerutscht, und als Mama Nashorn mit ziemlich kräftigem Schnauben an meinem Hosenbein und an dem von Murat Temeltas schnupperte – da konnte ich meine feucht gewordenen Hände gut am Hut trocknen. Gelangweilt beobachtete eine Giraffe aus der Ferne die ungewöhnliche Begegnung. Trotz aller beruhigenden Worte des schwarzen Fremdenführers eine Japanerin im Auto kreischte vor Angst, schrie immerzu: „Bitte, geben Sie Gas. Weiterfahren“

die Gesichter der Männer verrieten: Auch männlicher Mut hat seine Grenzen. Murat und ich uns saß die Angst nicht weniger in den Knochen. Warum mußte dieses Riesenvieh auch unbedingt an uns schnuppern? Aber Angst zeigen – nein, das wollten wir nicht, machten so eine Art Gesicht nach dem Motto: „Sind wir gewohnt aus Hamburg, daß Nashörner an unseren Hosenbeinen schnuppern.“ Dabei hatten wir den gleichen Gedanken im Kopf, wie wir uns später gegenseitig eingestanden: Das freundliche Ur-Vieh hätte uns ja nur einmal „so ganz, ganz zart“ mit seinem Horn „anstupsen“ müssen und unser Hamburger Büro hätte ernsthafte Personal-Probleme bekommen. Doch der Fahrer mit seiner roten Kappe hielt Mama Nashorn mit Nashorn-Naschereien bei Laune. Nur: Ich gebe ungeschminkt zu: Als sich unser Zebra-Jeep wieder in Bewegung setzte mir fiel ein Stein vom Herzen, und ich wischte mit meinem Südwester-Hut Mamas Nashorn-Rotz vom Bein, den sie beim Schnuppern hinterlassen hatte.

Jetzt sitze ich in meinem Archiv und stöbere ein wenig unter dem Stichwort Nashörner. Nicht langweilig, was ich da gefunden habe. Lesen Sie noch kurz den Abschluß dieser Geschichte.

Zebras, Elefanten, Nashörner ziehen vorbei. Manchmal sitzt ein ganzes Rudel Löwen an der Steinpyramide, die an Bernhard Grzimek und seinen Sohn Michael erinnert. Ohne diese beiden gäbe es die gigantischen Tierherden aus Gnus und Zebras wohl nicht mehr, die noch heute auf ihren Wanderungen durch die Savanne ziehen.

Ein komischer Kauz war dieser Professor Grzimek. Bekannt eigentlich nur als „Tieronkel“ im deutschen Nachkriegs-Fernsehen und Zoodirektor von Frankfurt. Doch der Mann, ohne den es auch meine Nashorn-Geschichte nicht geben würde, war ein oberschlesischer Dickkopf, der gegen alle Widerstände seine Idee vom Tierschutz in Afrika durchsetzte. Jahrgang 1909, geboren am 24. April in Neiße. Studierter Zoologe und Veterinär-Mediziner.



Seine Karriere begann im III. Reich. Referent im „Reichsnährstand“. Von Januar 1938 bis zum 8. Mai 1945 Regierungsrat im Reichsernährungsministerium. Dort hatte er aus zwei Gründen einen guten Ruf: 1. Grzimek fand im hungrigen Deutschland erfolgreiche Mittel gegen die Rinder- und Geflügelseuche. 2. Er erfand eine bessere Art der Einkühlung von Hühnereiern. Statt 5 Prozent verfaulten seitdem nur noch 0,01 Prozent aller eingelagerten Hühnereier. Nach dem Krieg wurde er für kurze Zeit Polizeipräsident von Frankfurt – was er gräßlich fand. Er warf schnell das Handtuch und baute gegen alle Widerstände den Frankfurter Zoo auf, obwohl dort nur 20 größere Tiere die Bombenangriffe überlebt hatten. Neider aus anderen Zoos behaupteten: „Der war Nazi, NSDAP-Mitglied“, wollten ihm damit schaden. Stimmt aber nicht. Am 23. März 1948 kam durch jüdische Zeugen in einem Verfahren heraus: „Die Gestapo hatte Grzimeks Berliner Wohnung durchsucht, weil der dort für versteckte Juden Lebensmittel gehortet hatte.“ Grzimek war 1945 nur durch „Absetzen“ von Berlin nach Detmold und Frankfurt der Gestapo-Verhaftung entgangen. Sein Privatleben war unglücklich. Geschiedene Ehe, Sohn Michael stürzte in Afrika bei dem berühmten Grzimek-Film „Serengeti darf nicht sterben“ ab und starb, Sohn Thomas nahm sich 1980 das Leben, Grzimeks Ehe scheiterte, er heiratete die Witwe seines in Afrika verunglückten Sohnes Michael, also seine eigene Schwiegertochter, und hatte als Chef den Ruf eines ausgesprochenen „Ekels“. Trotzdem: Bernhard Grzimek war ein großer und einmaliger Mann. Tierfanatiker. Aber nüchtern genug, um afrikanische Staatsoberhäupter nicht mit „Moral“ vom Tierschutz zu überzeugen, was ein totaler Reinfluss geworden wäre. Er machte in der nachkolonialen Zeit den neuen Mächtigen mit schwarzer Hautfarbe klar: „Die Weißen sind verrückt auf eure Tiere. Erhaltet die Tier-Paradiese. Allein damit lassen sich Milliarden verdienen.“

Die Zeit des Tourismus begann – und Bernhard Grzimek sollte mit diesem simplen Satz zum größten Retter der

Tierwelt werden: „Serengeti darf nicht sterben.“ Der Film wurde zum Kassenschlager und gewann den ersten deutschen „OSCAR“ nach dem Krieg.

In Grzimeks Serengeti (Tansania) und in ganz Afrika leben heute mehr als 12.000 Nashörner. Der Bestand sogenannter Sumatra-Nashörner in Asien ist allerdings dramatisch zurückgegangen. Von 900 Tieren 1980 auf etwa 350 im Jahr 2009. Schuld: Die zuständigen Regierungen in Indonesien und Malaysia haben wenig Interesse am Schutz der Ur-Tiere. In Asien besteht eine riesige Nashorn-Nachfrage. Die Hörner werden für kunsthandwerkliche Schnitzereien verwertet und für traditionelle chinesische „Medizin“.

Übrigens: Wenn Sie dazu beitragen möchten, daß die Nashörner nicht aussterben – dann spenden Sie unter dem Stichwort „Nashorn“ an folgenden Tierschutzverein:

Aktion Sorgentier, Sparkasse Bremen, BLZ 290 501 01, Konto 801 44 66

Sie haben mein Wort darauf: Ich selber Sorge dafür, daß das Geld nicht in den Taschen afrikanischer Despoten landet, sondern bei zuverlässigen deutschen Tierschützern in Namibia, dem einstigen „Deutsch-Südwestafrika“.

Die „bösen“ deutschen Kolonialherren, Chinas Kochtöpfe und Paläste fürs rohstoffreiche Afrika

Deutsche Kolonien – das Thema läßt mich einfach nicht los. Es ärgert mich, daß immer wieder behauptet wird, was „für schlimme Finger“ die Deutschen als „Kolonialherren“ waren. Ich gebe zu: Eine Zeitlang habe ich selber daran geglaubt. Meine Meinung änderte sich Anfang der „Achtziger“. Alfons Goppel, damals Ex-Ministerpräsident Bayerns, aber immer noch Präsident des Bayerischen Roten Kreuzes, hatte mich als Journalist des Axel-Springer-Verlags nach Afrika mitgenommen. Togo – ein Mini-Ländchen, klein wie ein Strichlein auf dem großen afrikanischen Kontinent. Von 1884 bis zum 1. Weltkrieg deutsche Kolonie. Alfons Goppel hatte in Togo zwei Hauptideen im Kopf: 1. Als Präsident des Bayerischen Roten Kreuzes wollte er in der Hauptstadt Lomé ein modernes Krankenhaus aufbauen. 2. Togolesen lieben bayerisches Bier. Finanzierung eines Krankenhauses durch das Rote Kreuz, Ausbau einer bayerischen Brauerei mit privatem Geld. Goppel-Nachfolger und CSU-Regent „Franz Josef“ ihn interessierte aus persönlichen Gründen das Biergeschäft nicht weniger als das Krankenhaus.

Was mich als Journalist mehr bewegte: Ich wollte rausbekommen, was die Bevölkerung über die einstigen deutschen Kolonialherren dachte. Mit HÖRZU-Fotograf Uwe Hempfen besuchten wir ein Bilderbuch-Buschdorf am Rande Lomés, einen richtigen „Kral“, so wie ich ihn in alten Afrika-Büchern aus der Kolonialzeit gesehen hatte. Einziger Unterschied: Plastik-Latschen und Coca-Cola-Flaschen. Vielleicht 80 oder 100 Bewohner. Kaum erkannt als Deutsche – Beifall. „Deutschland gut“ begrüßte mich ein zahnloser Alter mit Stock. Dann humpelte er in seine Hütte und kramte in einer Bambus-Kiste, kam nach einigen Minuten zurück und schwenkte triumphierend ein vergilbtes Papier in der Luft. „Zeugnis aus deutsche

Schule mit Kaiser Wilhelm“, sagte er stolz. „Lehrer etwas streng, aber gerecht und gut, viel gelernt. Mit Deutsche war Zeit in Togo besser als heute“ flüsterte er uns zu. Staats-Chef Eyadéma, Mörder und Diktator, hatte Augen und Ohren überall. Hätte ich es im deutschen Zeugnis des Alten nicht selber gesehen ich würde es als Märchen vergessen haben. Der alte Mann war wirklich 100 Jahre alt. Dabei kam mir eine Idee, die nicht so gut war: 100 Mark versprach ich, wenn am nächsten Tag noch ein weiterer 100jähriger zu mir ins Hotel kommt – aber nur jemand, der in der Kaiserzeit zur deutschen Schule gegangen war. Am nächsten Tag standen rund 80 angeblich 100jährige Schwarze vor meinem Hotel.

„Versprochen ist versprochen. Deutsche müssen halten Wort“ hörte ich aus der Menschenansammlung und dachte an das mich erwartende Donnerwetter des Spesengeld-Verwalters der Axel-Springer-Kasse in Hamburg, wenn ich an etwa 80 „100jährige“ je 100 Mark zahlen würde. Aber Afrika ist Afrika – und was spielt Zeit da für eine Rolle? Alle angetretenen „Hundertjährigen“ waren über Nacht um Jahrzehnte gealtert – und ein weiteres deutsches Zeugnis vorweisen – das konnte keiner. Die versprochenen 100 Mark machten aus 60- und 70jährigen in nur 12 Stunden biblische 100jährige Mümmelgreise. Zum „Erhalt der deutsch-togolesischen Freundschaft“ lud ich alle „100jährigen“ am selben Abend zu einem Festessen ein. Drei gebratene Ochsen am Spieß und reichlich deutsches Bier. Die 500 Mark für die Feier konnte Axel Springer verschmerzen – vor allem als ich dann in HÖRZU die ehrliche Schlagzeile formulieren konnte, die mir der Außenminister Togos in den Mund gelegt hatte: „Deutsche kommt nach Togo – wir lieben euch.“

Von einer anderen Veröffentlichung riet mir Alfons Goppel ab: Ich war dabei, als ihm ein anderer Minister das Angebot machte: „Togo wieder deutsche Kolonie. Wäre schön. Sprechen Sie mit Strauß darüber. Er ist Freund von Staatschef.“ Als ich bei der Trauerfeier zum Tod von Franz Josef Strauß in München Togos Staatschef Eyadéma – bewußt

ignoriert von anwesender Polit-Prominenz – in der letzten Reihe sitzen sah da fiel mir diese Bitte wieder ein. Deutschland und seine Kolonien. Eigentlich eine verrückte Geschichte. Bismarck hatte mit Kolonien nichts im Sinn. Der Reichskanzler: „Die kosten Geld und bringen außenpolitischen Ärger.“ Aber 1887 gab es im Kaiserreich die mächtige „Deutsche Kolonialgesellschaft“. Die entfachte ein richtiges „Kolonialfieber“ ... und der politisch pragmatische Bismarck wußte das für sich zu nutzen. Er war zwar nach wie vor kein Freund „deutscher Kolonien“, wollte aber seine eigene Position vor der Reichstagswahl 1884 durch die kolonialfreundliche „Nationalliberale Partei“ stärken. Ein anderes Ziel: Damals wanderten viele Deutsche nach Amerika aus. In dem großen Land gingen sie als Deutsche schnell unter. Bismarcks Idee: „Wenn schon auswandern, dann laß die Deutschen in Länder auswandern, in denen sie weiter als Deutsche leben können.“ Koloniale Machtgelüste und Weltpolitik das unterstellen Bismarck-Gegner noch heute dem großen Reichskanzler. Sie verstehen von deutscher Geschichte so viel wie eine Kuh vom Samba-Tanzen. Nach dem Vertrag von Versailles wurden den Deutschen ihre Kolonien geklaut – hingestellt als „grausame Kolonialherren“ – vor allem von England. Bei meinen Reisen durch Afrika habe ich das Gegenteil festgestellt: Noch heute haben Deutsche in Afrika hohes Ansehen, selbst bei den in Namibia (Deutsch-Südwestafrika) lebenden Hereros, denen der geistig nur schwach begabte Wilhelm II. alles andere als ein guter „Beschützer“ war. Unbekannt in der deutschen Kolonial-Geschichte: In der Weimarer Zeit war Konrad Adenauer dafür, daß die Deutschen ihre Kolonien wieder zurückbekommen sollten, hielt die Übernahme deutscher Kolonien durch die Alliierten für „reinen Diebstahl“ und sprach mehrmals offen von der „Kolonialen Schuldfrage“.

Adolf Hitler war für deutsche Kolonien in Übersee nicht zu begeistern. Sein Ziel hieß „Osten“. Trotzdem rasselte auch er ein wenig mit dem „Kolonialsäbel“. Als Großbritannien 1937 ein Bündnis mit Deutschland ablehnte, for-

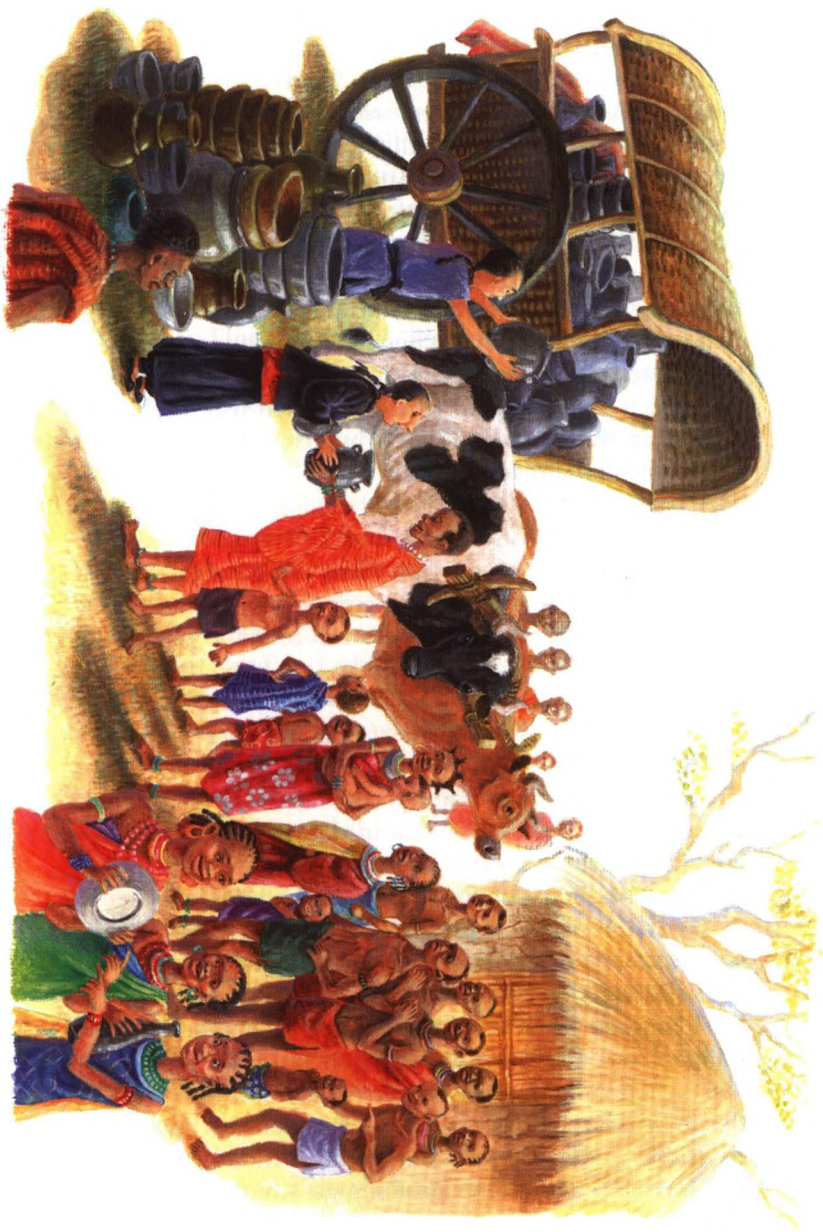
derte der „Führer“ offen „Kolonien“ und errichtete „Kolonialschulen“. 1938 ließ Adolf Hitler das Katapultschiff „Schwabenland“ in die Antarktis aufbrechen, wollte aus der Eiswüste ein deutsches „Neuschwabenland“ machen. Demonstrativ und filmreif wurden dabei aus der Luft Hakenkreuz-Symbole auf erstaunte Pinguine abgeworfen. Im Wikipedia-Internet-Archiv fand ich diese Eintragung: „Für Afrika wurde wieder die Idee Deutsch-Mittelfrika aufgegriffen. Die Nationalsozialisten planten außerdem, alle Juden nach Madagaskar zu deportieren. Der Madagaskar-Plan wurde jedoch nie umgesetzt. Stattdessen wurde die Vernichtung der europäischen Juden forciert.“ Ich sprach vor Jahren mit Dr. Paul Schmidt-Carell über Hitlers angebliche Kolonialpläne. Paul Carell war Axel Springers engster politischer Berater, unter Hitlers Außenminister Joachim von Ribbentrop dessen Pressesprecher – nach dem Krieg Buchauflagen-Millionär durch „Unternehmen Barbarossa“ oder den „Wüstenfuchs“ Rommel. Paul Carell war ein hochgebildetes, wandelndes Geschichtsbuch. Er war dabei, als Ribbentrop und Hitler über deutsche Kolonien sprachen. Paul Carell: „Die wollten England damit ärgern. Aber Hitler hatte nichts mit Übersee-Kolonien im Sinn. Der konnte sich doch aus Gründen der ‚Rassen-Hygiene‘ überhaupt kein Zusammenleben zwischen weißen ‚Ariern‘ und Schwarzen vorstellen. Die Schwarzen hätte er bestenfalls als billige Arbeitskräfte in Reservate gesperrt.“

Jede Zeit hat ihre Moral. Was gestern noch „moralisch“ und „normal“ war – das ist heute „unmoralisch“ und „unnormale“. Wir Deutschen neigen durch diese törichte „politische Korrektheit“ immer wieder dazu, Dinge aus der Vergangenheit mit heutigen Maßstäben zu beurteilen. Bei meinen Reisen durch ehemalige deutsche Kolonien in Afrika habe ich immer wieder festgestellt: Die Deutschen waren als Kolonialherren keine Engel – aber sehr, sehr viel beliebter als Engländer, Franzosen, Holländer, Belgier, Spanier oder Portugiesen. Was mich mehr bewegt als „deutsche Kolonialschuld“ das ist die Tatsache,

daß fast ganz Afrika sich heute wieder selbst zur Kolonie macht. Der neue Kolonialherr heißt China – und diese Geschichte sieht so aus:

Zur Einleitung: Oft hatte ich mit ihm zu tun: Prinz Louis Ferdinand von Preußen, längst verstorbener Enkel von Kaiser Wilhelm II. Louis Ferdinand wohnte auf dem „Wümmehof“ in Bremen. Ich war junger Redaktionsleiter der BILD-Zeitung in Bremen, kaum 25 Jahre alt, haßte aus tiefster Seele BILD-Zeitungs-Berichte über vom Lesepublikum gewünschten Adels-Klatsch, mußte ihn aber liefern. Der Prinz war ein angenehmer Herr, wollte mich bei Interviews ständig „zu einem Gläschen“ verführen, was ich zum Glück immer mit dem Satz abbiegen konnte: „Danke, ich würde gern, muß aber noch Auto fahren.“

Eines fiel mir als junger Kerl besonders schwer: Louis Ferdinand bestand auf der Anrede „Kaiserliche Hoheit“. Mein Gott wie grimmig tat ich mich damit. Ich ließ mir Dutzende von Redewendungen einfallen, um die „Kaiserliche Hoheit“ nicht über die Lippen bringen zu müssen und der für mich damals alte Herr merkte es irgendwann. Er löste mein Problem sehr direkt – aber großartig. „Sehen Sie“, sagte er „wären Sie Doktor oder Professor ich würde zu Ihnen ‚Herr Doktor‘ sagen oder ‚Herr Professor‘. Ich bin der Enkel des letzten deutschen Kaisers. Ich bin nun einmal eine ‚Kaiserliche Hoheit‘, betrachte das als Teil meines Namens, nicht als verstaubte Anrede.“ Das Argument saß. Heute fällt es mir schwerer, einen linken Akademiker-Idioten als „Herr Professor“ anzusprechen als einen Grafen als „Graf“ oder einen Prinzen als „Prinz“, einen Fürsten als „Fürst“. Adels-Titel haben für mich immer einen Hauch von Geschichte und das gefällt mir. Größere Probleme hätte ich sicherlich mit dem Großvater von Louis Ferdinand von Preußen gehabt – mit „Wilhelm II.“ Kleiner Geist, großes Maul. Kaiser Wilhelm II. und deutsche Kolonien. Ein langes Kapitel – zu lang für diesen Bericht. Nur das: Tsingtao, deutsche Kolonie in China. Ein kleines Fischerdorf auf der Liautung-Halbinsel



im deutschen Pachtgebiet an der Bucht von Kiautschou. Die Deutschen bauten Tsingtao zu einer der modernsten Städte Chinas aus, doch ganz China fühlte sich von Fremden „kolonialisert“. Es entstand der chinesische Geheimbund „Boxer“. Die „Boxer“ richteten sich gegen alles Fremde, vor allem die christlichen Missionare. Es kam zu blutigen Ausschreitungen. Auch der deutsche Gesandte in Peking, Clemens von Ketteler, wurde ermordet. Dann im Jahr 1900 der „Boxeraufstand“. Acht Großmächte, darunter auch Deutschland, stellten Expeditionskorps zusammen, schlugen den Aufstand nieder. Wilhelm II., das Trampeltier im diplomatischen Porzellanladen, hielt seine berühmte „Hunnenrede“, in der er ein „besonders hartes Eingreifen“ forderte. Für stolze Chinesen war die Kolonialisierung ihres Landes eine Schmach. Die China besetzenden Kolonialmächte lebten zum Teil noch in Höhlen als es in China schon Porzellan, Papier, Kunstmalerei und Schießpulver gab. Doch selber zu kolonisieren da haben die Chinesen heute nicht die geringsten Hemmungen. In Afrika sieht das so aus:

Die wachsende Wirtschaft Chinas braucht die afrikanischen Rohstoffe. Von Öl bis Gold, von Uran bis Erz einfach alles.

Ein Drittel seines Gesamtbedarfs an Öl besorgt sich China schon jetzt aus Afrika.

China unterhält eine extrem teure Armee. Um zumindest wieder einen Teil des Geldes in die Staatskasse zurückzubekommen, verkaufen die Chinesen an jeden afrikanischen Banditen – ob Regierungschef oder Räuberhauptmann – chinesische Waffen. Meist verbesserte Nachbauten sowjetischer oder amerikanischer Modelle. Billig – aber „zuverlässig“.

Die Chinesen sehen in Afrika einen riesigen Markt für ihre billigen und meist minderwertigen Produkte, die in der westlichen Welt immer weniger Absatz finden.

Bei ihren Geschäften sind den Chinesen fast alle Mittel recht. Sie fragen nicht erst lange nach Menschenrechten. Es stört sie nicht, wenn großzügige Kredite aus Peking

nicht bei den Menschen landen, sondern in den Taschen afrikanischer „Staatsmänner“, denen sie sogar kostenlose Luxus-Paläste als „Freundschafts-Geschenk“ bauen. Einer der chinesischen Brückenköpfe in Afrika ist der Sudan. Dort hat China Milliarden investiert. Sudan – eines der ärmsten Länder der Welt – aber Öl. In der Hauptstadt Khartum Goldgräberstimmung wie einst in Kalifornien. Ein protziger Neubau nach dem anderen wächst aus dem Wüstenboden und jeder weiß, daß das Geld aus den sprudelnden Ölquellen nicht bei der Bevölkerung landet, sondern in den Taschen der politischen Gangster des Landes. Die Einnahmen aus der Gold- und Ölproduktion „vergaß“ die sudanesishe Regierung im Haushaltsplan zu veröffentlichen.

China verhindert mit seiner Politik in Afrika alle Ansätze von langsamer Demokratisierung, macht den Kontinent von Peking abhängig wie eine Kolonie, zerstört alle Ansätze der heimischen Wirtschaft und schafft nicht einmal Arbeitsplätze für die Schwarzen. Die Chinesen „transportieren“ Zehntausende von eigenen Arbeitskräften von China nach Afrika. Die sind anspruchslos und fleißig, schlafen auf simplen Luftmatratzen in den von ihnen erbauten Fabriken. Politisch erkaufte sich China mit seinen großzügigen Geldvergaben mehr und mehr Stimmen von afrikanischen Staaten in der UNO, verhindert damit Verurteilungen Chinas eigener Menschenrechtspolitik in Tibet und in Peking selbst.

Die afrikanischen Staatsmänner werden von den Chinesen mit Geld und Geschenken gekauft, die Bevölkerung mit billigem Kochgeschirr. Ganze Trupps von Chinesen fahren durch den afrikanischen Kontinent und verteilen an die arme Bevölkerung minderwertige Aluminium-Kochtöpfe und Plastik-Eimer. Wen erinnert das nicht an „bunte Glasperlen gegen Land und schwarze Sklaven“? Dazu die Zeichnung auf Seite 45.

Noch heute sind Afrikas Politiker von den „Afrika-Festspielen“ im November 2006 in Peking beeindruckt. Die ganze Stadt war in Zebra- und anderen Afro-Motiven de-

koriiert, die großen Autobahnen vom Flughafen bis in die Innenstadt mit afrikanischen Fahnen beflaggt. China rief – und nicht weniger als 48 Staatsoberhäupter folgten der Einladung.

In Afrika und im Westen gibt es nicht viele Politiker, die die Hintergründe der Kolonialisierung Afrikas durch die Chinesen verstehen – Bundespräsident Horst Köhler ist eine Ausnahme. Als ehemaliger „Boß“ der Weltbank kennt er natürlich die afrikanischen Realitäten besser als die Entwicklungshilfe-Jammertante-Ministerin Wieczorek-Zeul aus Deutschland, die ständig von „deutscher Wiedergutmachung“ für die armen Afrikaner in den einst deutschen Kolonien schwafelt. „Wiedergutmachung“ nach mehr als 100 Jahren. Köhlers Interesse und Verständnis für Afrika dient vor allem einem Ziel: Afrika soll auf eigenen Füßen stehen, demokratisch werden, sich selbst ernähren können – auf gar keinen Fall erneute Kolonie durch wirtschaftliche Abhängigkeit. Chinas Rohstoff-Interessen in Afrika schaden Afrika extrem.

Der südafrikanische Politiker Thabo Mbeki ist alles andere als ein Demokrat, und jeder Südafrikaner weiß, daß er persönliche „Freundschafts-Geschenke“ über alles liebt. Doch selbst er sagte kürzlich vor Kapstadter Studenten: „China verdammt Afrika zur Unterentwicklung. Es besteht die Gefahr, daß zu China eine Beziehung aufgebaut wird, die koloniale Abhängigkeiten wiederholt.“

Grund für diese Erkenntnis: Südafrika mußte 75.000 schwarze Textilarbeiter entlassen, weil eigene Fabriken durch chinesische Billigprodukte minderer Qualität nicht mehr konkurrenzfähig waren und in den Bankrott getrieben wurden.

Wir Deutschen sind manchmal schon ein seltsames Volk: Wir schütten uns nach über 100 Jahren noch Asche aufs Haupt, um „die bösen deutschen Kolonialsünden“ zu büßen aber aus politischer Rücksichtnahme auf das mächtige China, mit dem auch Berlin seine Geschäfte macht, halten wir zur neuen Kolonialisierung Afrikas durch Peking das Maul. Politik und Moral

Für 45 Kilo Menschenfleisch gibt es „satte“ 380.000 Euro

Auch als Journalist muß ich jetzt für einen Moment die Luft anhalten und überlegen: „Darf ich das schreiben oder nicht?“ Ich entscheide mich für „Ja“. Wahrheit ist Wahrheit – und ich habe das Drama mit eigenen Augen gesehen: In Afrika kosten 45 Kilo „spezielles“ Menschenfleisch rund 380.000 Euro. Bedingung: Es muß das Fleisch menschlicher Albinos sein. Auf Friedhöfen ausgebuddeltes Fleisch von Albino-Leichen ist 30 Prozent billiger. Beim Fleisch „frisch geschlachteter“ Albinos läßt sich nicht handeln. Schließlich bringt es Glück, Zufriedenheit, Reichtum, Unsterblichkeit oder zumindest ein langes, langes Leben. Sagen afrikanische Hexen und beschwören schwarze Medizinmänner, die am Handel mit Menschenfleisch verdienen. Albinos – so begehrt wie Gold. Ein Kilo Gold Ende September 2009: Um die 22.000 Euro. Zentrum des Albino-Wahnsinns: Tansania, das frühere Deutsch-Ostafrika. In Tansania leben schätzungsweise 200.000 Albinos. Offiziell registriert sind aber nur 4.000. Die meisten Eltern scheuen die Eintragung, weil Albino-Babys als „Geschöpfe des Teufels“ gelten. Wenn sie nach der Geburt nicht gleich von den eigenen Eltern erwürgt, ertränkt oder einfach lebendig eingebuddelt werden dann versteckt man sie vor den Augen der Nachbarn, sperrt sie in dunkle Räume. Normales Leben für Albinos? Ausgeschlossen. Sie werden verfolgt, sie werden gejagt, sie werden diffamiert, als „Zero“ auf offener Straße beschimpft – was soviel heißt wie „Brut des Teufels“ – und Tag für Tag rechnen sie damit, entführt, geschlachtet und von Medizinmännern zu „Zaubertrank“ verkocht zu werden. Ihre gekräuselten Haare sind weiß, ihre Haut rosaweiß, die Augen leicht gerötet. Diese weißen Albinos pechschwarzer Eltern sind geistig völlig normal. Doch aus medizinisch bis heute nicht geklärter Ursache fehlt ihrem Körper der Stoff „Melanin“. Melanin färbt Augen, Haut und Haare.

Früher war die afrikanische Sonne einziger Feind der afrikanischen Albinos. Erst schwere Hautverbrennungen, dann Hautkrebs, schließlich langsame Erblindung. Es fehlten Verstand, Erfahrung und Geld, um den Körper mit Schutzkleidung und spezieller Creme zu schützen und die Augen mit Sonnenbrillen, Schutzfaktor UV 400. Vermutlich begann der Horror für die afrikanischen Albinos mit Gruselfilmen voller Geister, Zauberer und „Wunder“ durch Fernsehfilme aus Nigeria. Nur: In Nigeria glauben die Menschen daran, daß Albinos nicht vom Teufel stammen, sondern von guten Geistern. Wird ein neues Haus bezogen oder ein Firmengebäude gebaut Albinos sind fast immer dabei. Sie sollen Haus und Firma „segnen“. Die von Nigeria billig produzierten Geister-Filme werden in ganz Afrika verkauft, finden reißenden Absatz, weil trotz weit verbreitetem Christentum der Glaube an Götzen, Geister, Hexen, Zauberer und Magie in den meisten Menschen Afrikas tief verwurzelt ist. Grenzen zwischen Realität und Phantasie verschwimmen für die Betrachter solcher Filme schnell. Vielleicht ist irgendwann im Kopf eines tansanischen Medizinmannes die Idee entstanden: „Mit Albinos läßt sich Geld machen.“ Zunächst fing es harmlos an. Fischer baten die Eltern von Albinos: „Verkauft uns einige Haare von euren Kindern. Wenn wir sie in unsere Fisch-Netze einweben, werden wir einen reichen Fang machen.“ Aus Fischfang wurde Menschenfang. Erst Friedhofsgräber von Albinos. Augen und Geschlechtsteile wurden aus den Leichen geschnitten, zu „Zaubertrank“ verarbeitet. Der nächste Schritt: Lebendige Albinos.

Die nicht als „rassistisch“ zu bezeichnende linke „taz“ berichtete am 29. Mai 2009 so: „Esther Charles war erst zehn Jahre alt, als sie von einer Menschenjäger-Bande in ihrem Heimatdorf Shilela (Westen Tansanias) in der elterlichen Hütte aufgespürt wurde. Das fröhliche Mädchen mit den weißen Haaren und den empfindlichen Augen wurde mit Macheten regelrecht in Stücke geschnitten.“ Ihre Finger, Augen, Fleischstücke, Knochen oder Haut waren für ihre Mörder so wertvoll wie Gold.

Auftraggeber der Mörderbanden sind immer anerkannte „Wunderheiler“ – so die „taz“. Gebildete schwarze Unternehmer legen Albinoschädel auf ihre eigenen Goldminen, damit das Gold auf magische Weise an die Oberfläche steigt. Wohlhabende Fischer benutzen kleine Stückchen Albinofleisch als Fischköder, weil sie glauben, daß die gefangenen Fische Gold im Bauch haben. Andere sind sicher – aus Albino-Fleisch und Albino-Knochen gekochter „Zaubertrank“ heilt Krankheiten aller Art.

Auch in Kenia, wo deutsche Touristen die Strände bevölkern, hat es erste Albino-Morde gegeben. In Burundi, dicht an der Grenze zu Tansania, wurde 2009 der erste Prozeß gegen Albino-Killer durchgeführt. Der oberste Staatsanwalt der Grenzregion quartierte alle als Zeugen in Frage kommenden Albinos in sein eigenes Haus ein. Wie eine Festung ließ er es bewachen. Im Schutz dunkler Nächte flüchteten auch andere Albinos aus panischer Angst vor den Mördern in dieses Gebäude.

Bei meinen verschiedenen Besuchen als Vorsitzender des Hilfsvereins AKTION REISKORN e.V. erfuhr ich in Afrika auch diese Geschichte: Das kleine Albino-Mädchen Vumilia Makoye wurde von ihren Lehrern als 12jährige aus der Schule „gefeuert“. Argument: „Die ist dumm, kann immer noch nicht lesen.“ Die Wahrheit: Die afrikanische Sonne zerstört die Netzhaut ungeschützter Albino-Augen. Albinos sind nicht mehr oder weniger intelligent als jeder andere Mensch. Aber durch die Seh-Schwierigkeiten müssen sie sich Bücher ganz, ganz dicht vor die Augen halten und können nur buchstabenweise langsam entziffern. Nach dem Schul-Rausschmiß konnte Vumilia keinen „Job“ finden. Wer stellt in Tansania schon „Satans-Geschöpfe“ ein? Erdnüsse mußte sie verkaufen. Wochenlohn: 1,50 Euro und die Sonne verbrannte ihre Haut. Brandblasen, offene Fleischwunden, unerträgliche Schmerzen. Dann der Tag, den Vumilias Mutter niemals vergessen wird: Als sie die bewaffneten Männer kommen sah, versuchte sie noch die Tür zu verbarrikadieren. Doch die schwache Frau war von den starken Kerlen schnell überwältigt. „Sie

stürzten sich sofort auf meine Tochter“, schilderte sie das schreckliche Geschehen der „New York Times“. Die Männer hackten Vumilias Beine unterhalb der Knie ab und liefen mit ihrem „Diebesgut“ davon. Jede Hilfe kam zu spät. Die damals 17jährige verblutete im Arm der Mutter.

Der Vater eines Albino-Kindes aus Tansania erzählte mir: „Ich bringe meinen 10jährigen Sohn täglich 10 Kilometer zur Schule. Zu Fuß. Und ich hole ihn auch wieder ab, weil wir Angst vor den Mördern haben. Sie sehen in meinem Kind keinen Menschen, sondern Kapital. Einmal stoppte ein freundlicher Autofahrer auf der Straße, wollte uns mitnehmen. Mein Sohn fing vor Angst an zu schreien und zu strampeln, dachte, er soll ermordet werden.“

Der 19jährige Albino-Junge Richard Ciza versteckte sich zwei Tage im Dschungel. Eine vierköpfige Mörderbande war ihm auf den Fersen. In der Nacht schlug Richard sich zum Haus seiner Großeltern durch, wo er sich versteckt – aber lebt wie im Gefängnis, weil ihn noch nicht einmal die Nachbarn sehen sollen. Seine eigene Mutter wollte ihm das Genick umdrehen, mit der „Teufelsbrut“ nicht länger „gestraft“ sein.

Mit Polizei-Eskorten versucht Tansanias Regierung den Schulweg von Albino-Kindern zu schützen. Doch wer garantiert in Afrika schon dafür, daß nicht auch Polizisten durch Albino-Fleisch Glück, Geld und langes Leben haben möchten? Das Töten geht weiter. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß im Parlament von Tansania ein voll stimmberechtigter Sitz für Albinos „reserviert“ ist.

In Namibia, dem einstigen „Deutsch-Südwest“, gibt es bislang noch keine Jagd auf Albinos. Trotzdem traf ich auch dort einen jungen Albino-Mann. Fast blind, aber unter dem Kopfkissen seines Bettes eine geladene Pisto-
le. „Ich kann kaum sehen“, sagte er mir, „weiß noch nicht einmal, auf wen ich feure, wenn es in der Nacht an meiner Tür klopft. Aber die Waffe gibt mir Sicherheit. Seit ich sie habe, kann ich wieder schlafen.“

Gemeinsam mit der namibischen Krebs-Gesellschaft unterstützt der von mir geleitete Hilfsverein AKTION REIS-

KORN e.V. eine Schule für Albino-Kinder in der Nähe der namibischen Hauptstadt Windhuk. Kurt Johannesson, mein bester deutscher Freund in Namibia, kontrolliert und unterstützt als Ehrenpräsident der Krebsvereinigung diese Schule. Dort sind die Kinder sicher. Er sorgt dafür, daß die von AKTION REISKORN eingesetzten Hilfsmittel nicht in dunklen Kanälen versickern. Im Februar 2009 bekamen alle Albino-Kinder dieser Schule von uns Schutzkleidung, von FIELMANN zum extrem günstigen Sonderpreis Schutzbrillen mit dem notwendigen Spezialglas UV 400, kostenlose Schirmmützen und eine gut erprobte Anti-UV-Creme, die die Haut der Albino-Kinder vor den tödlichen Strahlen der glühenden Sonne Afrikas schützt. Zumindest 50 Kindern konnten wir so helfen, vielleicht sogar das Leben retten. Doch das Problem in Afrika bleibt. Niemand dort stellt die Macht und den Einfluß der Medizinmänner, schwarzer „Hexen“ oder „Zauber-Doktoren“ in Frage. Afrika ist und bleibt Afrika.

Wenn Sie den Albino-Kindern unserer Schule im einstigen Deutsch-Südwest bei Windhuk helfen möchten – dann spenden Sie unter dem Stichwort „Albinos“ bitte auf folgendes Konto: AKTION REISKORN e.V., Postbank Saarbrücken, BLZ 590 100 66, Konto 44 00 662.

Wenn Sie direkten Kontakt zur Schule wünschen: Anruf bei mir im Büro genügt.

P.S.: Was ich fast vergessen hätte: Tansania bekam in den vergangenen drei Jahren von Deutschland 130 Millionen Euro Entwicklungshilfe. Der Internationale Währungsfonds erließ dem Menschenfresser-Staat Schulden in Höhe von 4,3 Milliarden US-Dollar.

39 Eistüten und keine Bauchschmerzen

Eine verrückte Geschichte, lustig zu lesen aber gegen alle Regeln anständiger Kindeserziehung – und ich weiß nicht einmal, wie ich mit dem Erzählen beginnen soll. So viel vorab: Zum Kapitel-Ende wird es traurig.

Lassen Sie mich vielleicht ganz simpel anfangen:

Ich kenne eine Familie mit 19 (!) Kindern. 19 Kinder und eine Mama. Wirklich nur eine einzige Mama für 19 quietsch-gesunde Blagen. Diese „Sippe“ lebt auf Madeira. Portugiesische Blumeninsel im Atlantik. Traumhafte Natur, freundliche Menschen, ideales Klima – trotz mancher Bausünden durch sinnlos verpulverte EU-Milliarden für mich immer noch eines der letzten Paradiese auf unserem Planeten. Wären die Krankenhäuser dort besser und die Ärzte nicht so mies ausgebildet ich würde als „alter Knacker“ gern auf Madeira leben und nur noch Bücher schreiben. Meine Liebe zu Madeira wurde schon als Schulkind geweckt. Lehrer Kurt Rolbitzki ging mit unserer ganzen Klasse ins Bremer „Regina“-Kino. „Windjammer“ hieß der Film. Ich glaube – das war 1961. Ein „Breitwand-Film“. Damals sensationell. Seltsam: Die „Windjammer“ selber blieb bei mir nicht so stark in Erinnerung. Zwei Szenen um so mehr. Da gab es eine Korbschlittenfahrt auf Madeira vom rund 900 Meter hoch gelegenen Insel-Ort Monte – runter auf rutschigen Wegen in die Insel-Hauptstadt Funchal. Der Kameramann saß mit im Korbschlitten, der von zwei Inselbewohnern in weißen Hemden und Hosen an Stricken auf Volldampf gebracht wurde. Als Kind im Kino war das ein Gefühl wie „Ich sitze selber im Schlitten und sause bergab“. 14 Jahre war ich – und es stand fest: Eines Tages gehst du selber nach Madeira – und dann im Tempo bergab mit dem Korbschlitten.

Noch etwas aus dem Film blieb haften. Da gab es eine kurze Einblendung von einer Begegnung auf hoher See zwischen der „Windjammer“ und der 1957 in einem Hurrikan nicht weit von Madeira entfernt versunkenen „Pamir“. 80

der 86 Besatzungsmitglieder ertranken oder wurden von Haien gefressen.

1983 – 36 Jahre alt. Mein erster Besuch auf Madeira. NECKERMANN macht's möglich.

Die Insel – Fläche so groß wie Hamburg – ließ sich am besten durch ein damals günstig zu mietendes Leihauto erkunden. 1983 war Portugal für deutsche Urlauber ein Billigziel. Das 9-Millionen-Ländchen mit der Bilderbuch-Hauptstadt Lissabon wurde in deutschen Medien oft ein wenig geringschätzig als „Armenhaus Europas“ bezeichnet.

Zwei mit Korbgeflecht eingefasste 3-Liter-Wein-Karaffen in den Händen. So rannte ein vielleicht 18jähriger Madeira-Junge zur Bushaltestelle. Nicht schnell genug. Der Bus fuhr vor seiner Nase davon. Ich stoppte meinen von AVIS geliehenen Jeep, kurbelte die Scheibe runter, sagte auf Englisch: „Schnell, komm rein. Den holen wir ein.“ Zwei Haltestellen später hatten wir den Bus „gepackt“. Der Junge stieg aus, rief noch schnell „Danke“ ab in den Bus. Einen Tag später sitze ich im Café auf dem kleinen Marktplatz (Praza) von Funchal, lese die drei Tage alte WELT und trinke grünen Tee. „Hallo“, sagt jemand zu mir ... „Wie geht es Dir?“ Der Junge mit den Wein-Karaffen und dem davongefahrenen Bus. „Revanchieren will ich mich“, radebrecht er auf Englisch. Soviel verstehe ich: Er hat noch 18 Geschwister und will mich am nächsten Tag zu seiner Familie einladen. „Mama und Papa sind immer einverstanden, wenn wir Gäste mitbringen.“

3-Zimmer-Wohnung für 19 Kinder – plus Mama und Papa. Riesen-Tisch, Kochtöpfe so groß wie beim Militär. Die Insel-Bewohner sind klein. Papa ist ein 2-Meter-Kerl, schwer und breit wie ein Bulle. Freundlich klopft er mir auf die Schulter, vermittelt den Eindruck, als würde er mich schon seit Jahrzehnten kennen. Mama, klein, rundlich, strahlendes, offenes Gesicht. Blitzende, freundliche schwarze Augen. Ehrenplatz am Tisch für mich – direkt neben Papa. Espada mit Kartoffeln und Soße. Espada ist ein Ungetüm von Fisch. Sieht aus wie eine schwarze

Schlange mit Raubtiergebiß aber schmeckt herrlich. Soße abgerundet mit geschnetzten Madeira-Bananen. Dazu Wein. Papas Gesichtsfarbe verriet schnell: Da geht mehr Wein durch den Schlund als gut ist. 19 Kinder – und Papa ernährt alle als Taxifahrer. „Die sollen es besser haben als ich“ sagt er beim Essen. Wenig Geld – viel Herz. Liebe Menschen. Gastfreundschaft, die wir in Deutschland nur selten finden. Aus dem Abendessen wird eine Dauerfreundschaft. Inzwischen sind die Kinder groß, mit anständigen Berufen „ausgeflogen“ und haben Papa vor zwei Jahren zu Grabe getragen. Wenn ich mich heute mit den „Kindern“ treffe, dann lachen wir vor allem über eine Geschichte, die ich auch Ihnen gern erzähle.

Besonders ins Herz geschlossen hatte ich die kleine Sonja (7) und deren Bruder Miguel (8), der bei mir nur „Segelohr“ hieß, obwohl er keine hatte.

Wie alle Kinder – Sonja und Segelohr liebten Eis über alles. Aber wie sollte Papa bei 19 Kindern für jeden Eis und Süßigkeiten kaufen? Es reichte ja kaum für die Schul-Kleidung.

Da kam mir eine Idee, die sich gut anhörte aber alles andere als gut war. Ich versprach Sonja und Segelohr: „Wir fahren jetzt mit meinem geliehenen Jeep kreuz und quer über die Insel – und überall da, wo ein Schild mit ‚OLÁ‘ steht – dort halten wir an und kaufen ein Eis. Wir essen Eis, bis uns schlecht wird.“ Der Kinderjubiläum hätte nicht größer sein können. „OLÁ“ – die bekannteste Marke für gutes Eis auf Madeira. Kleine gelb-rote Plastikfähnchen mit der Aufschrift OLÁ an Geschäften und Verkaufsbuden signalisieren: „Hier gibt’s Eis.“

Ich hatte mit weniger weiß-roten Fähnchen gerechnet und mit dem Satz: „Ich mag nicht mehr.“ Aber auch nach dem zehnten OLÁ für Sonja und Segelohr keine Ermüdungserscheinungen. Stattdessen: „Weiter, weiter.“ Bei 15 Eis mein zaghafter Einwand: „Ist es nicht besser, wenn wir jetzt aufhören?“ Ich hatte die Insel noch nicht einmal zur Hälfte umrundet. 15 plus 15. Das waren schon 30 OLÁ. Mal Erdbeer, dann Schokolade, Vanille mit Erdbeer – und



dann wieder Erdbeer, Schokolade. Ohne Ende. „Ich schaff noch 4“ zwitscherte die kleine Sonja. „Ich pack 5“, brüllte Segelohr – „und außerdem: Versprochen ist versprochen. Du hast gesagt, wir können soviel Eis essen, wie wir OLÁ-Fähnchen entdecken.“

Nicht vom Eis – aber vom schlechten Gewissen über mein locker gegebenes Versprechen – ich bekam kalte Füße. 39 Eis insgesamt. In knapp 3 Stunden. Das kann nicht gutgehen. „Ich hab nicht mehr genug Benzin im Tank“ ein Glück, daß mir diese Notlüge einfiel. Heimfahrt, zurück nach Funchal zu Papa und Mama. „Die bekommen Bauchschmerzen, spucken sich die Seele aus dem Leib, werden nie wieder in ihrem Leben Eis essen“ Was ging mir alles durch den Kopf. Aber Sonja und Segelohr saßen quietschvergnügt in meinem Jeep, sangen portugiesische Kinderlieder, brachten englische Sprach-Brocken raus, die mir signalisierten „Die Fahrt war toll. Können wir morgen noch einmal?“

Nein – das Versprechen konnte und wollte ich nicht noch einmal geben. Aber mit Händen und Füßen machte ich den Kindern soviel klar: „Sagt Papa auf keinen Fall, daß ihr zusammen 39 OLÁ-Eis gegessen habt. Ich bin sicher: Er ist sonst mit mir sehr, sehr böse.“ Dazu hätte Papa allen Grund gehabt.

Übrigens: Keines der beiden Kinder bekam Bauchweh oder eine „OLÁ-Allergie“. Aus der kleinen Sonja ist eine bildhübsche junge Frau geworden. Bin ich auf Madeira – dann gehen wir gemeinsam Eis essen und trinken anschließend im Fischerdorf Camara de Lobos im „Club Nr. 2“ einen Poncha. National-Getränk der Insulaner. Gemischt aus Passionsfrucht, Honig, Wodka und Eis.

Und Segelohr? Aus dem kleinen, frechen und stets vorlauten Jungen, der mich früher allzu deutlich an meine eigene Kinderzeit erinnerte der ist so groß und stattlich geworden wie sein verstorbener Papa – und obendrein Verwaltungschef des Hafens von Funchal. „Jo“ – sagt er oft zu mir, „wenn ich Geburtstag habe, dann fressen wir wieder OLÁ. Aber so viel, daß wir kotzen.“

Ja – und dann noch die eingangs erwähnte Korbschlittenfahrt und die Pamir.

Nur einmal hab ich mich in diesen Korbschlitten gesetzt, kam mir dabei ziemlich dämlich vor. Zwei Personen in einem Schlitten, der an einen Sylter Strandkorb mit hölzernen Kufen erinnert. Zwei kräftige Insulaner ziehen einen immer noch von Monte bergab nach Funchal. Aussteigen. 20 Euro. Also – als Kind im Regina-Kino bei „Windjammer“ da kam mir das alles viel spannender vor.

Die Pamir und deren Besatzung habe ich nicht vergessen. Im Mai 2009 war ich wieder einmal in Lübeck zu Besuch, ging in die Jakobikirche. Eine Nische der Kirche wurde zur Pamir-Kapelle umgestaltet. Dort steht das leckgeschlagene Rettungsboot Nr. 2 des deutschen Segelschulschiffes. An den Kapellenwänden hängen Kränze und Schleifen von deutschen und ausländischen Seeleuten und Abordnungen. Am 21. September 2007 wurde die Kapelle zur Nationalen Gedenkstätte der zivilen Seefahrt „erhoben“. Genau geklärt wurde der Untergang der Pamir nie. Nur das ist klar: Am 11. August 1957 kurz nach 15 Uhr begann die Pamir unter Kapitän Diebitsch mit einer Ladung Gerste die Rückreise aus Buenos Aires – Ziel Hamburg. Am 21. September 1957 geriet die Pamir etwa 600 Seemeilen (ca. 1100 km) vor den Madeira-Nachbarinseln Azoren in den Hurrikan „Carrie“. 12 bis 14 Meter hohe Wellen, Windgeschwindigkeiten bis zu 130 Stundenkilometer. Der Kapitän: „Schwimmwesten anlegen.“ Um 11.57 Uhr der letzte SOS-Funkruf: „Jetzt beeilt euch, das Schiff macht Wasser, Gefahr des Sinkens.“ Dann kenterte die stolze Viermastbark. Noch 30 Minuten schwamm sie kieloben, versank dann im tobenden Atlantik.

Am 23. September um 5.38 Uhr wurde vom New Yorker Dampfschiff „Saxon“ eines der schwer beschädigten Rettungsboote mit fünf Überlebenden gefunden. Einen Tag später fand die „Absecon“, ein Schiff der US-Küstenwache, einen weiteren Überlebenden auf der Reling eines ebenfalls schwer beschädigten Rettungsbootes. Noch 24

Stunden vorher waren nach seinem Bericht noch mehr als zehn Personen am Leben gewesen.

Später entdeckten andere Schiffe zusammengebundene Rettungswesten, an denen noch Teile von Menschen hingen. „Viele Haie wurden gesichtet.“

Insgesamt kamen 80 der 86 Besatzungsmitglieder der Pamir ums Leben, darunter alle Offiziere und der Kapitän. 51 der 86 Besatzungsmitglieder waren Kadetten, 45 Besatzungsmitglieder waren 16 bis 18 Jahre alt. Die Eintragung der Pamir wurde am 17. Mai 1958 aus dem Lübecker Schiffsregister gelöscht.

Verrutschte Ladung, falscher Kurs, zu ungeübte Besatzung? Nur der Atlantik kennt die volle Wahrheit.

Wie beim Weltuntergang – „No hope“: Keine Hoffnung

Wollen Sie reich werden? Ganz schnell reich? So reich wie Rockefeller in seinen besten Zeiten? Rat von mir: Vergessen Sie das Lotto-Spielen, verzichten Sie auf eine Bewerbung bei Günther Jauchs Millionärs-Quiz im Fernsehen. Finger weg von Aktien-Spekulationen oder dummen Kettenbriefen, die nichts anderes sind als Betrug.

Erfinden Sie ganz einfach ein sicheres Haarwuchsmittel. Mein Wort darauf: Sie könnten schon nach wenigen Wochen wie Walt Disneys legendärer Multi-Billionär Dagobert Duck in ihren Talerchen schwimmen. Ich will mich nicht mit fremden Federn schmücken. Dieser Ratschlag stammt nicht von mir. Als ich 1990 eine erste kahle Stelle im vollen, dunkelbraunen Haarschopf bemerkte, ging ich zu meinem Freund Professor Dr. Ernst Ludwig, Dermatologe und damals der anerkannte „Haar-Papst“ in Deutschland. Banater Schwabe mit Praxis im Hamburger Zentrum, Nähe Gänsemarkt. Für „normal Sterbliche“ war es schwer, einen Termin bei ihm zu bekommen. Wegbereiter und Förderer der Deutschen Konservativen. „Volks-Deutscher“, wie er sich selber nannte und das herrlich rollende „rrrrr“ in seiner Aussprache. Kopfgröße 61 hab' ich. Eine Nummer mehr – und die Bundeswehr hätte mich 1968 als Soldat nicht angenommen, weil es keine Stahlhelm-Größe 62 gibt. Professor Ludwig, damals schon um die 80, untersuchte meinen Riesen-Schädel gründlich. Seine faltige Stirn wurde noch faltiger je länger die Untersuchung dauerte. Er zupfte Haarproben, schabte an meinem „Skalp“ wie ein Indianer, legte alles unter verschiedene Lupen Das Urteil fiel wie eine Guillotine. „Siegerist, du bekommst Glatze. Da hilft nichts. Stell dich drauf ein. Alle Haarwuchsmittel der Welt halte ich für Betrug. Wer dran glaubt, verliert sein Geld. Wer's verkauft, wird reich.“

Dann schimpfte er kräftig über die „linke Politik“ in Deutschland, formulierte mir noch ein Empfehlungsschreiben für den Siebenbürger Bischof Klein aus Rumänien, den ich für mein damals geplantes Ceausescu-Buch benötigte, klopfte mir auf die Schulter, sehr freundschaftlich, und verabschiedete mich mit den Sätzen: „Grüßen Sie den Klein. Wir waren Schulfreunde. Denken Sie nicht mehr an Ihren Haarausfall. Daran kann keiner etwas ändern. Denken Sie nur an die Politik. Vielleicht können Sie da zumindest ein ganz klein wenig ändern. Politik ist wichtiger als Haarausfall.“

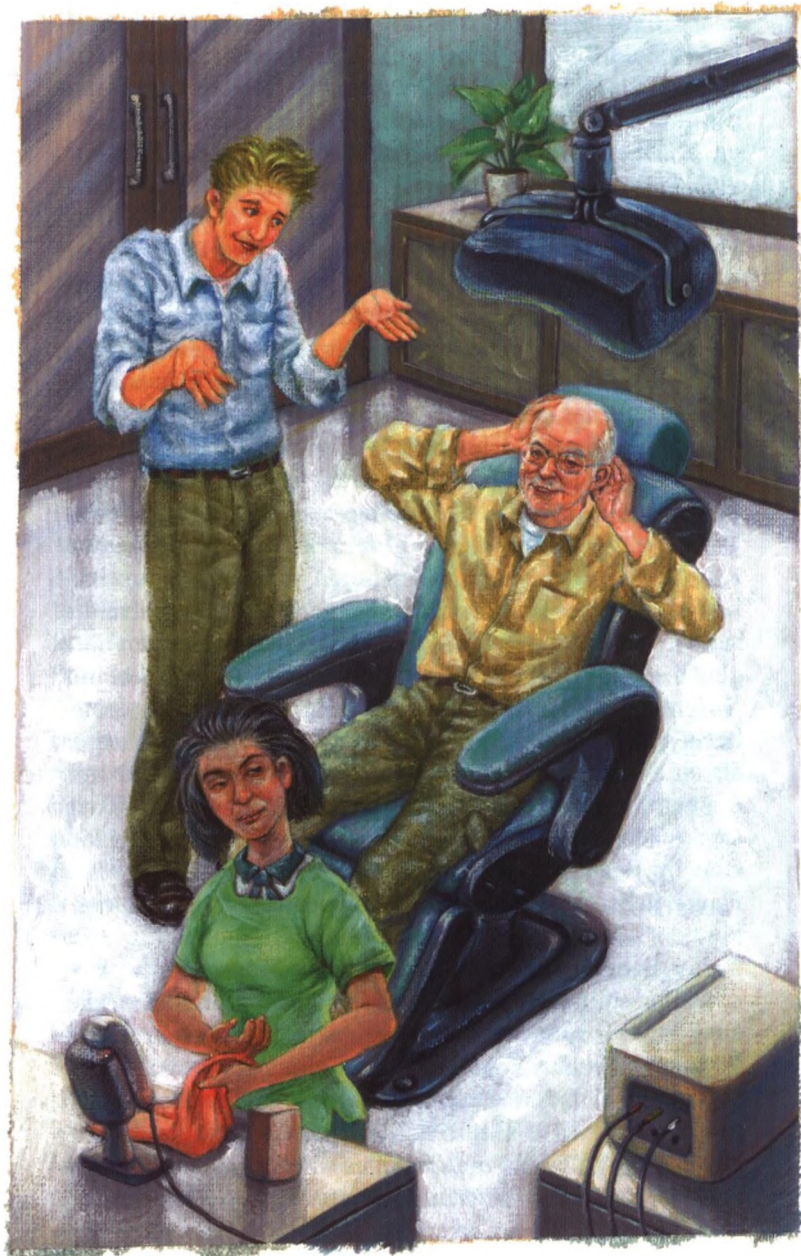
Yul Brunner mit Glatze fand ich toll. Hauptrolle in „Der König und ich“. Mindestens dreimal hab ich mir dieses Kino-Spektakel angesehen. Deborah Kerr als englische Lehrerin am Hof des Königs von Siam. Schöner Film, historisch kalter Kaffee. An der Rolle des Königs im Film stimmt so gut wie gar nichts. Die Aufführung von „Der König und ich“ ist bis heute in Thailand verboten. „Majestäts-Beleidigung“. Thailand – „Land der Freien“. Die alte Bezeichnung „Siam“ fand ich schöner.

Sie landen in Bangkok schnell hinter schwedischen Gardinen, wenn Ihnen ein Geldschein auf die Straße fällt und Sie mit dem Fuß drauftreten, damit er nicht „Vom Winde verweht“ wird. Auf allen thailändischen Geldscheinen ist das Bildnis des Königs – und auf den zu treten – das ist höchst, höchst unanständig. Der Fuß gilt bei den Thais als „unedelster“ Teil des Körpers. Er ist dazu verdammt, zeitlebens die Lasten aller anderen Körperteile zu schleppen. Mit solch einem „unedlen“ Teil auf den Kopf des Königs „latschen“ besser nicht. Am Rande: Schütteln Sie nicht mit dem Kopf über diese Strenge. Noch ist die Autorität des Königs die mächtigste Säule des thailändischen Staates. Ohne die vom gesamten Volk anerkannte Autorität des dienstältesten Monarchen der Welt – Thailand wäre alles andere als ein Touristen-Paradies.

Männer, die behaupten, daß ihnen Haarausfall „völlig schnuppe“ ist – die lügen meist. Nicht jeder möchte wie Yul Brunner aussehen. Ich auch nicht. Fernsehsprecher mit

Glatze? Wo sieht man die? Toupets kaschieren kahle Stellen. Ronald Reagan – noch mit über 70 voller Haarschopf. Wäre er als Glatzkopf US-Präsident geworden? Ich kenne die ganze Sprüche-Litanei der Kahlköpfe, die über den eigenen Haarverlust hinwegtrösten soll: „Viel Mist im Kopf, viel Haare auf dem Kopf, weil gut gedüngt“ Neid der Besitzlosen.

Vor einigen Tagen besuchte mich Loana im Büro. Loana ist ein schwarzes, sechs Jahre altes Mädchen aus Kamerun. Auf dem Weg zum Kindergarten macht sie oft Stopp bei uns um Schokolade oder einige Euros für ihr Sparschwein zu kassieren. Sie spart für einen Puppenwagen. Loana hat steil abstehende Haare. Zöpfe – wie Antennen aus Stacheldraht. Sie krabbelt mit ihren Händen in meinem Bart und flötet mit ihrer etwas leiernden Stimme J-o-a-c-h-i-m D-u h-a-s-t a-b-e-r w-e-i-c-h-e H-a-a-r-e. A-b-e-r d-a o-b-e-n a-u-f d-e-i-n-e-m K-o-p-f d-a i-s-t G-l-a-t-z-e. Als Loana das schallende Gelächter meiner Büro-Mitarbeiter hörte, strahlte sie wie ein Honigkuchen-Pferd und wiederholte den Satz gleich noch einmal wie ein Leierkasten. Was blieb mir anderes übrig? Natürlich lachte ich mit. Doch ich gestehe es ganz offen ein: Volle, graue Haare wären mir lieber als eine Kopfplatte – ähnlich einer Mönchs-Tonsur. Nach meinem ernüchternden Besuch bei Professor Ludwig steckte ich längst noch nicht auf, braute mir selber „Haar-Geheim-Rezepte“. Rizinusöl, Bienenhonig, Eigelb, das Haarwuchsmittel Neo-Silvikrin – alles verrührt mit einem kleinen Schuß reinem Alkohol. Einmassieren, 15 Minuten in der Badewanne sitzen, mit klarem Wasser lange ausspülen, damit man hinterher nicht wie ein Spiegelei oder ein Schnapsbruder stinkt. Durchgehalten habe ich es fast 6 Monate. Ergebnis: Außer Spesen nichts gewesen. In Archiven fand ich den Satz: „Es ist normal, daß jeder Mensch pro Tag bis zu 100 Haare verliert.“ Ich erforschte die Arten des Haarausfalls und las alles über Medikamente gegen Haarausfall, Haartransplantationen, Kaschieren und „Sonstiges“.



„Investieren Sie in volleres Haar! Es lohnt sich“ lockt Reklame für angeblich sichere Haarwuchsmittel. Milliarden-Umsätze weltweit erlauben großflächige Werbung für Haarwuchs.

Eine Sache bei neuem Haarwuchs – die scheint sicher zu sein – und ich glaube tatsächlich, daß es stimmt, weil es von jedem Hautarzt bestätigt wird. Beispiel Berlusconi: Der kleine Italiener mit dem großen Geltungsbedürfnis bekam fast über Nacht wieder eine stattliche Haarpracht. Aber die Prozedur die ist nicht so ohne. Haare, die vom Hinterkopf- und Nackenbereich auf den Oberkopf verpflanzt werden – die halten bis zum Lebensende durch, fallen nie wieder aus. Dafür gibt es eine genaue wissenschaftliche Erklärung. Aber erstens kapiere ich die als Laie sowieso nicht und außerdem – Operation nur zur Befriedigung männlicher Eitelkeit – nein, das muß nicht sein. Dann doch lieber Yul Brunner.

Trotzdem – das Thema läßt mir keine Ruhe. Vor einigen Monaten erst – da war ich wieder einmal in Bangkok. „Wir garantieren jedem Mann neuen Haarwuchs“ lockte mich ein Plakat in die Praxis eines seriös wirkenden Hautarztes, der sich angeblich auf Männer-Glatzen spezialisiert haben will.

Alles wie bei Professor Ludwig: Schaben an der Kopfhaut, ausgezupfte Haare unters Mikroskop – dann eine Trauermiene, als müsse er mir die Mitteilung überbringen, daß der Weltuntergang unmittelbar bevorsteht. „No hope“ sagte er fast im Flüsterton: „Keine Hoffnung.“

Sollte ich eines Tages – vielleicht mit 70 – doch noch den Wunsch verspüren, US-Präsident zu werden, Schauspieler oder Opa-Nachrichtensprecher bei einem noch zu gründenden „rechten“ Fernsehsender ich kauf mir ein Toupet. Grau, kurzhaarig – und sicher vor Mottenfraß und Windstößen.

Götz von Berlichingen, ein „Heiliger“ ... und Gedanken vor Operationen

Komm – machen Sie mit mir einen Gedankensprung, der nicht so einfach ist. Stellen Sie Ihr Gehirn auf Phantasie, und versuchen Sie, das nachzuempfinden, was ich Ihnen jetzt schildere: Sie haben eine alte Mutter, die alles – aber wirklich alles – für sie als Kind getan hat. Sie wäre sogar zur höchsten Form der menschlichen Liebe fähig gewesen, die wir „zweibeinigen Mäuschen“ auf diesem großartigen Planeten überhaupt geben können: Mama hätte im Notfall für ihr Kind das eigene Leben gegeben. Mag sein, daß es ungerecht ist, was ich jetzt gegenüber anderen Religionen sage: Aber ich glaube, daß gläubige Christen diesen Gedanken eher nachvollziehen können, weil auch Christus freiwillig sein eigenes Leben für die Rettung der ganzen Menschheit gab. Sagen die Kirchen. Auch ich glaub daran. Als mein Vater starb – da hatte ich mir fest vorgenommen: „Vergieß keine Träne. Der ‚Alte‘ sieht von oben zu, wäre traurig, dich weinen zu sehen.“ Bei der Trauerfeier blieben meine Augen trocken.

Am 20. August 2001 starb meine Mutter im Alter von 84 Jahren. Sie hatte einen gnädigen Tod. Minuten zuvor war ich noch bei ihr. In ihrer typisch „ruppig-herzlichen“ Art hatte sie mich mit den Worten verabschiedet: „So, jetzt hau ab. Ich will schlafen.“ Sie drehte sich auf die Seite, schloß die Augen und schlief wie auf Kommando tief ein. Eine Stunde später klingelte mein Telefon. Eine Krankenschwester: „Herr Siegerist, Ihre Mutter ist gestorben.“ Minuten später war ich bei ihr. So wie ich sie verlassen hatte, lag sie immer noch da: Friedlicher Gesichtsausdruck, geschlossene Augen. Ihre Hände noch warm. Ich umschloß mit meinen Händen ihre noch warmen Hände und weinte bitterlich, bat die Krankenschwester: „Lassen Sie mich allein mit meiner Mutter.“ Ich weiß nicht mehr, wie lange ich da so saß und um meine Mutter weinte. Irgendwann klopfte es an der Tür. Eine Ärztin. „Feststellen der Todesursache.“

Die Finger meiner Mutter waren inzwischen kalt geworden. Vergeblich versuchte ich sie mit meinen Händen zu wärmen. Vielleicht wollte ich das Unabänderliche nicht wahrhaben. Mit 100 Ausreden zögerte ich die Beerdigung hinaus. „Wir müssen den richtigen Grabplatz finden“ oder: „Es geht nicht so flott. Das Beerdigungs-Institut kann nicht schneller arbeiten.“ Die Wahrheit: Ich wollte für die Beisetzung meiner Mutter in ihrem Geburtsort Wiesbaden-Bierstadt Kraft sammeln, auf keinen Fall vor den Augen meiner Geschwister und anderer Menschen in der Kirche weinen.“ Das hatte ich mir auch vorgenommen, als ich am Tag vor der Beisetzung noch einmal an ihren geöffneten Sarg ging – gemeinsam mit Karin, meiner Schwester. Ein weißes Totenkleid für meine Mutter? Ich war dagegen, hatte für sie ein wunderschönes buntes Seidenkleid in angedeutetem bayerischem Trachtenstil gekauft – dazu passende Schuhe. So lag sie im Sarg. Meine Mutter ging nicht oft zur Kirche, glaubte aber an Gott, hatte häufig eine Geschichte von ihrem ersten im Krieg gefallenen Mann erzählt. Auf einem Truppentransport am 6. November 1943 in Südfrankreich von französischen Partisanen in die Luft gesprengt. Er war Berufssoldat, hatte dem Tod mehr als nur einmal ins Gesicht gesehen. Auch andere Soldaten. Auf Heimaturlauben berichtete er das meiner Mutter so: „Ich erlebe es immer wieder: Diejenigen, die zu Lebzeiten Gott am härtesten leugnen geht es ans Sterben – dann sind es genau die, die am lautesten nach Gott schreien.“ Meine Mutter war – wie alle in der Familie – evangelisch, hatte dafür gesorgt, daß wir vier Kinder regelmäßig zum Konfirmationsunterricht gingen und konfirmiert wurden. Evangelisch hin – evangelisch her: Ich hatte meiner Mutter über die gefalteten Hände im Sarg einen Rosenkranz gelegt. Geschenk meines Freundes Winfried Pietrek, katholischer Priester und wunderbar schreibender Journalist der „alten Schule“. Ein vom katholischen Priester gesegneter Rosenkranz in den Händen meiner toten Mutter. Als ich sie so im Sarg liegen sah – wieder flossen bei mir die Tränen. Meine Mutter bedeutete mir viel und was hätte

ich sie noch alles fragen wollen. Bei der Trauerfeier in der evangelischen Kirche von Wiesbaden-Bierstadt hielt ich mich tapfer. Wie bei der Beisetzung meines Vaters – meine Augen blieben trocken. Ich bin kein begnadeter Redner – aber trainiert im Sprechen. Hunderte von politischen Veranstaltungen. Deutschland – vor allem Lettland, wo mir politische Reden auf Lettisch extrem schwerfielen. Oft wunderte ich mich, daß die Menschen in Lettland trotzdem zu Tausenden kamen, um „den Deutschen“ sprechen zu hören. „Reden-Lampenfieber“ das habe ich nur bedingt. Doch hätte jemand von mir verlangt: „Sprich bei der Trauerfeier für deine Mutter einige Sätze“ ich hätte abgelehnt. Bin absolut sicher – da wären mehr Tränen als Worte gekommen.

Ja – ich hätte geweint – obwohl ich doch so ein „großartiges Beispiel ohne Tränen“ in Erinnerung hatte.

Winter 1998: Die hochbetagte Mutter von Winfried Pietrek war in Hamburg gestorben. Sie kennen Winfried Pietrek. Entweder noch als „BILDPOST-Pfarrer“ oder als regelmäßigen Schreiber der Seite „Atemholen der Seele“ im DEUTSCHLAND-Magazin. Auch Winfried Pietrek hing mit großer Liebe an seiner Mutter. Die letzten Jahre ihres Lebens wohnte Mama Pietrek im katholischen St.-Bernhard-Heim der Borromäer-Schwestern aus dem Hamburger Marien-Krankenhaus – siehe dazu auch die Geschichte auf Seite 177. Die alte Dame war zum Schluß blind. Genau wie bei meiner Mutter: Die Geschwister hatten sich gegenseitig abgesprochen: Wir besuchen sie jeden Tag, wechseln uns dabei gegenseitig ab. Heute bist du bei ihr, morgen du – und so weiter. Vier Pietrek-Brüder – und alle zogen mit. Die blinde Mama Pietrek hatte sich einen Tag besonders vorgemerkt. Da war Sohn Winfried mit dem Besuch an der Reihe. Blind und über 90 Jahre alt – aber sie wollte allein für Winfried „etwas Schönes einkaufen“ gehen. Zum Glück entdeckte eine Ordensschwester die gute Mama Pietrek noch im letzten Moment im Treppenhaus. Bis dahin hatte sie sich schon vorgetastet. Dicht am „St.-Bernhards-Altenheim“ ist die vielbefahrene

„Lange Reihe“, Geburtsstraße von Hans Albers. Ich war nicht dabei, als die erschrockene Ordensschwester Mama Pietrek im Flur antraf, kann mir aber gut vorstellen, daß sie so etwas gesagt hat wie „Ihr Sohn Winfried freut sich auf den Besuch bei Ihnen so sehr. Da sind Einkäufe nicht mehr nötig. Sie könnten auf der Straße von einem Auto überfahren werden.“

Außerdem habe ich mit den Borromäer-Ordensschwestern meine eigenen Erfahrungen: Wann immer ich sie im Hamburger Marien-Krankenhaus besuche einer der ersten Sätze: „Dürfen wir Ihnen etwas zu essen anbieten, Herr Siegerist? Geht es Ihnen gut?“

Winfried Pietrek zelebrierte in der Hamburger St.-Sophien-Kirche – nicht weit von unserem Büro entfernt – die Totenmesse für seine eigene Mutter. Ich sah die Brüder weinen. Winfried Pietrek sprach und sang mit fester Stimme zur Ehre Gottes und zum Gedenken an die von ihm geliebte Mutter, die ähnlich wie meine eigene – für ihren Sohn alles gegeben hätte. Irgendwann – ich glaube, es war schon Jahre später – da fragte ich ihn: „Winfried, woher hast du die Kraft genommen, ohne eine Träne und ohne stockende Stimme den Trauergottesdienst für deine eigene Mutter durchzustehen?“ In seinem Blick entdeckte ich einen Funken von Unverständnis für meine Frage. Wie selbstverständlich kam seine Antwort – etwa so: „Joachim, ich war doch völlig sicher, wo meine Mama schon zu diesem Zeitpunkt war. Dort lebt sie besser, als sie je auf Erden leben konnte. Wie konnte ich da traurig sein?“

Mein Respekt vor Priestern – egal ob katholisch, evangelisch oder was auch immer – hält sich in Grenzen. Es mag sein, daß ich mit diesem Satz den einen oder anderen Freund verärgere, der evangelischer oder katholischer Geistlicher ist aber Priester sind in meinen Augen Menschen mit allen Stärken und Schwächen – wie jeder „normal Sterbliche“. Winfried Pietrek ist es nicht. Er wird mir diesen Satz aus dem Buch streichen wollen, wird mich zumindest darum bitten – ich werde es ihm ablehnen, eisern „Nein“ sagen: Winfried Pietrek ist für mich schon zu

Lebzeiten ein Heiliger. Ich bin niemals zuvor einem Mann von Gottes „Bodenpersonal“ begegnet, der so sehr nach den Geboten unseres Herrn lebt wie er. Keine Sekunde zweifle ich daran: Für seinen katholischen Glauben würde er das eigene Leben geben. Vielleicht sind Sie geschockt, wenn ich auch das noch sage: Obwohl Winfried Pietrek ein überaus liebenswürdiger Mensch ist und alles andere als ein religiöser Fanatiker: Ich vermute, daß er im Kampf für den Glauben sogar freiwillig schlimmer sterben würde als CHRISTUS. Vielleicht wünscht er es sich sogar – um andere Menschen durch sein Beispiel zum Glauben zu bekehren.

Wie klitzeklein kam ich mir da vor einigen Monaten selber vor. In meiner Schilddrüse waren große „Tumore“ diagnostiziert worden. Vier lange Wochen Ungewißheit. Auch entnommenes Gewebe brachte nur das Resultat „indifferent“. Klartext: Kann Krebs sein, kann kein Krebs sein. Der Tumor muß rausoperiert und dann als Ganzes untersucht werden. Vorher keine endgültige Diagnose.

Manchmal habe ich ein seltsames Naturell. Bei einem Schnupfen oder einer stärkeren Erkältung versetze ich alle Mitarbeiter in Panik, bin wehleidig und höre mitfühlende Worte nur allzu gern. Bei „kitzligere“ Krankheiten, von denen ich schon mehrfach in meinem Leben nicht verschont wurde, bleibe ich seltsam ruhig. Der Abend vor der Operation meiner Schilddrüse im Hamburger Marien-Krankenhaus. Letzte Fragen des „Narkosearztes“, gräßliche Erinnerungen an eine Äther-Narkose als 9jähriger Junge nach einem doppelten Schädelbasisbruch und anderen Knochenbrüchen. Zugezogen durch einen Verkehrsunfall auf der Holtenauer Heerstraße / Ecke Hardenbergstraße in Kiel. Dann Absturz beim Bergsteigen auf Madeira. Zwei zertrümmerte Füße und die von vielen Ärzten so gelobte „Rückenmark-Narkose“, die ich als ganz fürchterlich empfand und es ist doch normal: Natürlich der Gedanke im Kopf „wirst du aus der Narkose wieder aufwachen?“

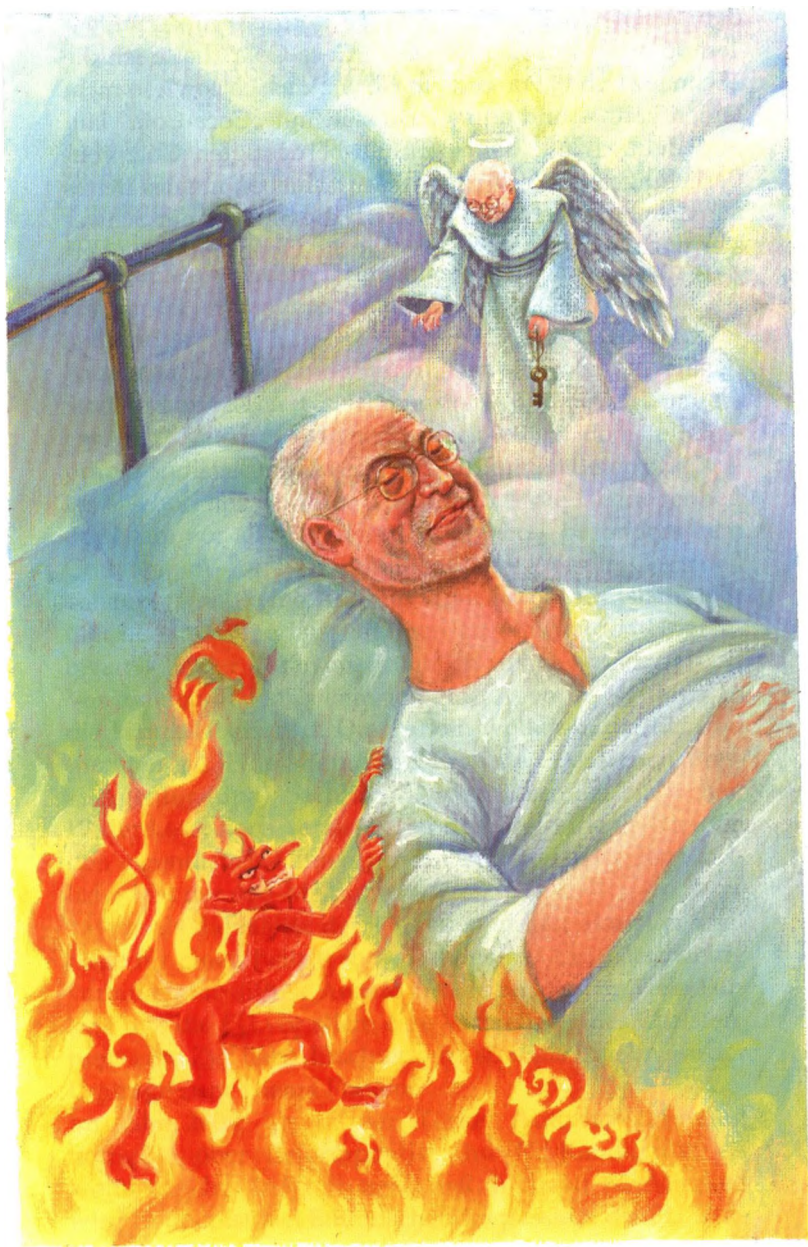
Für Mediziner mag das übertrieben klingen, was ich jetzt

sage – aber bei mir war es so: In der Nacht vor der Operation ließ ich mein Leben noch einmal „Revue passieren“. Ich bin kein Winfried Pietrek. Schlechter Kerl? Nein! Das lasse ich für mich selber nicht gelten. Aber „Heiliger“? Davon kann nicht im Ansatz die Rede sein. Die Angst, während der OP in eine andere Welt zu gleiten die war es nicht, die mich „kirre“ machte. Andere Sorgen raubten mir – trotz verabreichter Beruhigungsmittel den Schlaf: Was wird aus deiner Arbeit, was aus den Mitarbeitern? Du hast immer noch keinen Nachfolger, der für dich einspringen könnte. 250 „Patenkinder“ von „meiner“ AKTION REISKORN weltweit. „Sorgenbüro“ in Lettland, deutsches Altenheim in Lüderitz, dem einstigen Deutsch-Südwest, dort ein Waisenhaus, hier und da Ausbildungs-Stipendien für elternlose oder Kinder aus armen Familien, mein „geliebtes DEUTSCHLAND-Magazin“, das ich ausbauen will, die politische Arbeit, Menschen, die dich brauchen, die dich lieben An die Gespräche mit dem „alten Wittgenstein“ mußte ich denken. Ich kenne Prinz Wittgenstein seit 1974, und gemeinsam freuen wir uns auf jede Begegnung. 92 volle Jahre hat er inzwischen „auf dem Buckel“. 103 soll er werden. Jedenfalls hat ihm das im schwarzen Afrika eine Hellseherin „geweissagt“. Bleibt noch Zeit, gemeinsam seine „Lebenserinnerungen“ zu schreiben, was wir uns vorgenommen haben? Und natürlich ist da auch die Frage: Wenn du nicht aufwachst aus der Narkose: Empfängt dich Petrus – oder der mit der Forke? Wahrscheinlich hätte ich einen Platz „dazwischen“ verdient – aber an den glaube ich nicht. Gut, daß niemand von uns weiß, wann die Uhr des Lebens abgelaufen ist. Wenn es soweit ist – ich glaube, daß ich keine Angst vor dem Sterben habe. Aber die Sorge um die Zurückgelassenen, die mich brauchen das würde mir das Sterben schwermachen. Vielleicht gibt es bei Petrus „da oben“ eine Waage des Lebens. Auf der einen Seite die guten Taten, auf der anderen Seite die bösen. Ich hoffe und bemühe mich darum, daß die „gute Seite“ ein wenig stärker ausschlägt. Und vielleicht – ja vielleicht – läßt mich unser Herrgott we-

gen meiner ehrlich gemeinten Sorgen auch von „da oben aus“ weiter ein ganz klein wenig „hier unten“ mithelfen. Aber noch ein ganz dickes P.S. Vielleicht haben Sie es schon bemerkt: Dieses Buch unterscheidet sich ein wenig von meinen anderen Büchern. Nicht nur „aus dem Bauch und dem Herzen“ geschrieben. Auch viele, viele Fakten, die ich mir in Archiven mühsam zusammensuchen mußte. Unter dem Stichwort „Narkose“ habe ich ganze Bände gewälzt. Das meiste nur interessant für Ärzte. Was mir gefiel: Die erste nachweisliche Narkose der Menschheitsgeschichte wurde schon 1200 vor Christus von Asklepios in Griechenland verabreicht. Ein Betäubungstrank verursachte beim Rausschneiden eines Geschwürs „Schmerz-unempfindlichkeit“. Die Assyrer, Ägypter und Römer benutzten als „Narkosemittel“ Mohn, Alraunen, Bilsenkraut und etliche andere Pflanzen. In Deutschland wurde die erste Operation mit Äther erst am 24. Januar 1847 in Leipzig durchgeführt. 1853 hatte Queen Victoria von England eine der ersten schmerzlosen Geburten durch Chloroformnarkose. Ein schreiender Prinz Leopold kam quietsch-gesund zur Welt.

Christen verschiedener Richtungen hatten mit Narkosen erhebliche Probleme. Die zwei Hauptgründe dafür: 1. Nach biblischem Glauben brachte Eva ihr Kind „unter Schmerzen“ zur Welt. 2. Es stimmt, daß narkotisierte Patienten in Halb- oder Vollnarkose „nicht so freundliche Dinge“ sagen. Leider zähle auch ich zu dieser Sorte von Patienten. Nur ein Beispiel, und ich bitte um Verzeihung: Bei Schilddrüsen-Operationen besteht die Gefahr, daß das „benachbarte“ Stimmband verletzt wird. Dadurch kann sich die Stimme eines Menschen total verändern – schlimmstenfalls ganz wegbleiben. Darauf war ich vor der OP hingewiesen worden. Noch in „Halb-Narkose“ nervte mich eine Schwester im Aufwachraum immer wieder mit den Sätzen „Herr Siegerist, hören Sie mich? Bitte, sagen Sie einmal langsam C o c a - C o l a.“

Üblicher Sprachtest, mit dem festgestellt werden soll, ob die Stimmbänder die Operation unbeschadet überstan-



den haben. Bei der dritten Frage mit dem in Zeitlupen-Tempo ausgesprochenen Wort „Coca-Cola“ hatte ich die „Schnauze voll“ von diesem Gesöff, das ich sowieso nicht leiden kann – und antwortete statt mit „Coca-Cola“ laut und deutlich mit dem berühmt-berüchtigten Götz-von-Berlichingen-Satz Beim Rausschieben meines Bettes aus dem Aufwachraum hörte ich die Stimme der Schwester noch einmal: „Also, der hat die Operation gut überstanden.“

Warum die saudischen Ölscheiche das kleinste Mini-Kreuz fürchten

Es wird Sie überraschen, ausgerechnet von mir diesen Satz zu hören: Ich habe nichts gegen den Bau von Moscheen auf deutschem Boden aber nur unter folgenden Voraussetzungen:

1. Wenn Moscheen in Deutschland, dann auch Kirchen in der Türkei und anderen islamischen Staaten.
2. Keine Architektur-Sonderrechte für geplante Moscheebauten in Deutschland. Sie müssen sich dem jeweiligen Stadtbild anpassen. Überdimensional und bewußt anders geformte Moscheen dienen ausschließlich dem religiös-propagandistischen Zweck, nicht frommen Betern: Sie sollen – schon rein von der Architektur – die Überlegenheit des Islam vor allen anderen Religionen – besonders dem Christentum – optisch dokumentieren. Wer das Gegenteil behauptet, hat keine Ahnung vom Wesen des Islam oder fällt herein auf „erlaubte Lügen gegenüber den Ungläubigen“, die der Koran ausdrücklich zuläßt.

Vor einigen Tagen bekam ich eine Agentur-Meldung in die Hand. Überschrift Die Türken wollen in die EU und fürchten sie. Eine simple Meldung der Deutschen Presse-Agentur (dpa). Sachliche Fakten. Doch ich bin sicher: Weder Leser noch Verfasser der dpa-Meldung verstanden den eigentlichen Hintergrund. Doch zunächst der wörtliche Text der dpa-Meldung:

„Mehr als die Hälfte der Türken sind laut aktueller Umfrage für einen Beitritt ihres Landes zur EU. Gleichzeitig verbinden sie diffuse Ängste mit ihr. So glauben viele Türken, daß die EU vor allem eine Verbreitung des Christentums zum Ziel habe. Erschreckend sind die Ergebnisse der Umfrage zum Thema Frauen.

Im Jahr 2004, als in der Türkei Aufbruchstimmung herrschte über Reformpolitik und EU-Kandidatur, da wollten mehr als 70 Prozent, daß ihr Land EU-Mitglied wird. Seither ist viel Enttäuschendes passiert, die EU wur-

de in den Augen vieler Türken immer mehr zum Feindbild. Der Tiefpunkt war im Januar 2008 erreicht, als laut Umfragen nur noch 30 Prozent in die EU wollten.

Seither schwingt das Pendel wieder in die andere Richtung. Im April 2008 lag die Zustimmung bei 47 Prozent, und eine neue Umfrage der Bahcesehir-Universität, finanziert vom britischen Außenministerium, kommt nun auf 57 Prozent Zustimmung für einen EU-Beitritt.

Ein wenig schizophren ist es allerdings, denn die Umfrage offenbart zum Thema EU riesige Vorurteile und beträchtliches Unwissen. Ein Viertel der Befragten wußte nicht, ob die Türkei EU-Mitglied ist oder nicht. 81 Prozent waren der Meinung, das oberste Ziel der EU sei es, das Christentum zu verbreiten, und 71 Prozent sagten, die EU wolle die Türkei zerschlagen.

Die Studie zeigt eine zutiefst religiös orientierte Türkei. 62 Prozent der Befragten nennen Religion als höchste Priorität in ihrem Leben, nur 13 Prozent sagen das gleiche über Demokratie. 75 Prozent wünschen Koranschulen für ihre Kinder. 33 Prozent meinen, Frauen verdienen manchmal Prügel, 58 Prozent meinen, Frauen sollten ihrem Mann gehorchen, und 22 Prozent würden Ehebrecherinnen steinigen.

Viel Intoleranz zeigt sich in den Antworten zu der Frage, wen man gerne als Nachbarn hätte. 64 Prozent wollen keine Juden, 66 Prozent keine Atheisten. 72 Prozent wollen niemanden als Nachbarn, der Alkohol trinkt. 52 Prozent wollen nicht neben Christen leben.

Bemerkenswerterweise sind die entsprechenden Werte deutlich höher für die Altersgruppe von 15 bis 18 Jahren. Das kann Ausdruck jugendlicher Nuancenlosigkeit sein, oder aber das Ergebnis von acht Jahren religiös geprägter AKP-Regierung und entsprechend wachsendem Einfluß islamischer Medien, Organisationen und Weltanschauungen.“

Ich war strikt gegen die Aufnahme von Ländern wie Bulgarien oder Rumänien in die EU. Dagegen sprachen eine

ganze Reihe von guten Argumenten, an denen sich nichts geändert hat. Viele EU-Neu-Länder verdammen die Europäische Gemeinschaft heute mehr als daß sie das „große Heil“ aus Brüssel oder Straßburg erwarten. Mit der weitgehend unterentwickelten Türkei käme es noch schlimmer.

Unterschwelliges und auch offen formuliertes Hauptargument der islamischen EU-Gegner in der Türkei: Die türkischen Islamisten müssen zu Recht fürchten, daß Hunderttausende von angeblich „tiefgläubigen“ Muslimen zum Christentum konvertieren, wenn die EU auch zwangsweise die Religionsfreiheit den Politikern in Ankara vorschreibt. Muslime sind gegenüber dem Christentum sehr viel anfälliger als Christen für den Islam, den sie für „mittelalterlich, frauenfeindlich, aggressiv und intolerant“ halten.

Keine Angst: Jetzt folgt keine große Islam-Diskussion in meinem Text – aber folgende Begebenheiten und Erinnerungen:

In den wenigen christlichen Kirchen der Türkei sitzen fast immer mehr Muslime als Christen. Auch Muslime suchen und finden in christlichen Kirchen „inneren Frieden und Ruhe“.

Ich habe noch nie in Moscheen betende Christen entdeckt, die nach Frieden und innerer Ruhe suchten. Interessant anzusehen, oft wunderbare Mosaiken und Farben aber innere Einkehr? Ich habe es – unter Ausschaltung all meiner Vorurteile – selber versucht. Ergebnis: Null.

Ich kenne christliche Geistliche, die große Mühe haben, die vielen, vielen Muslime im Glauben zu unterrichten, die von sich aus vom Islam zum Christentum konvertieren möchten. Die Nachfrage der freiwilligen Konvertiten übersteigt die personellen Möglichkeiten der christlichen Geistlichen bei weitem. Evangelische Freikirchen und Lutheraner machen dabei einen Fehler: Sie taufen Einst-Muslime wegen des Personalmangels viel zu schnell und ohne den erforderlichen Glaubensunterricht, wundern sich dann, daß viele Muslime wieder abspringen, „Baby-Ster-

ben“ genannt. Von wieder abgesprungenen „Einst-Muslimen-Katholiken“ habe ich nie etwas gehört. Ich weiß: Ohne gründlichen Religionsunterricht schalten katholische Missionare –verständlich und klug – auf „Nein“.

Ein vom Christentum tief überzeugter Einst-Muslim zählt mehr als ein mit Gewalt oder Heirat zum Islam konvertierter Christ. Zählt mehr als Hunderte.

Christen, die den Koran lesen, fühlen sich vom „grünen Buch“ eher abgestoßen. Muslime, die einmal in der Bibel geblättert haben, werden zumindest nachdenklich, finden an der einen oder anderen Stelle der Heiligen Schrift Gefallen.

Hier muß ich vorsichtig formulieren, weil ich niemanden in seinen religiösen Gefühlen verletzen möchte. Nur so viel: Ich habe Christen beobachtet, die früher Muslime waren – und Muslime, die sich früher zu Jesus Christus bekannten. Was für ein gravierender Unterschied!!! Die Einst-Muslime habe ich immer als friedliche, offene und überaus herzliche Menschen erlebt. Auf der anderen Seite? Zum Islam konvertierte Christen: Fanatisch, übereifrig, geifernd, nicht selten zum Terrorismus neigend. Nur eine Erfahrung, die ich vor Jahren mit einer Aushilfsmitarbeiterin machte, die als einstige Christin einen strenggläubigen Islamisten geheiratet hatte: Das verrückte deutsche Frauenzimmer schloß sich auf unserem Büro-Lokus ein, weil meine „Anna“, eine gutmütige und liebe Berner Sennhündin, plötzlich aufkreuzte. Ich kapierte das erst nicht, dachte, daß die arme Frau wegen Durchfalls oder Bauchschmerzen stundenlang auf dem Klosett saß. Pustekuchen. Sie wollte von dem im Koran als „unreines“ Tier bezeichneten Hund auf keinen Fall berührt werden. Beim bei uns üblichen Mittagessen rückte sie immer möglichst weit von mir ab um mich nicht „fleischlich und unzüchtig zu reizen“ wie es ihr die Mullah-Prediger eingetrichtert hatten. Abgesehen davon, daß diese Konvertiten-Tante häßlich war wie eine Kichererbse über den Fanatismus der „Neu-Muslima“ konnte ich nur noch mit dem Kopf schütteln. Ich hab dem fanatischen Frauen-

zimmer schnell empfohlen, sich nach einem anderen Job umzusehen.

Natürlich wissen Islam-Gelehrte, daß einst christliche Länder nicht freiwillig zum Islam kamen. Und auch den meisten „Türken mit Kopf“ ist klar, daß viele ihrer Vorfäter mit Krieg und Gewalt vom Christentum zum Islam „bekehrt“ wurden. Wie könnten sie ihre Vorfahren total verleugnen? Die Vertreibung der christlich-orthodoxen Griechen aus der Türkei, der bis heute geleugnete türkische Völkermord an den Armeniern, die Tatsache, daß auch im Jahre 2009 christliche Kirchen in der Türkei bestenfalls als Touristen-Attraktionen oder als Propaganda-Mittel für „islamische Toleranz“ akzeptiert werden das alles täuscht nicht darüber hinweg, daß es vor knapp 100 Jahren noch rund 25 Prozent Christen in der Türkei gab – heute noch nicht einmal 1 Prozent. Nicht der Allmachts-Anspruch des Islam „auf Glauben und weltliches Leben“ allein trägt daran die Schuld. Die Christen sollten raus, weil Muslime gegen das Christentum extrem anfällig sind. Wer will das „wissenschaftlich“ beweisen? Ich habe hier nur meine eigenen Beobachtungen wiedergegeben. Bei meinen beiden letzten Moschee-Besuchen erlebte ich folgendes: In einer leeren Moschee lag ein Gläubiger auf dem Boden und pennte den Schlaf des Gerechten, statt zu beten. Das war in Bangkok. In einer Moschee in Namibia wurde durch eine überdimensionale Gedenktafel und Propagandaschriften in der Moschee mehr der Satansbraten Khomeini gepriesen als Allah und sein Prophet Mohammed. Al-Aksa-Moschee in Jerusalem. Auch da war ich. Die herrlichen Teppiche, das bunte Glas, die Architektur – dies machte großen Eindruck auf mich. Religiöse Empfindungen oder innere Ruhe, Besinnung? Selbst an der Klagemauer der Juden spürte ich da mehr. Muslime sagen: Eines Tages wird sich die ganze Welt zum Islam bekennen. Ich habe da so meine Zweifel. Sollte die Türkei in die EU kommen und damit auch „Religionsfreiheit“ akzeptieren müssen – die islamistischen „Fundis“

würden die EU sehr bald verfluchen. Der Islam ist eine Gefahr für die freiheitliche Welt. Größer als es der Kommunismus jemals war. Aber das Christentum ist so stark, daß sogar für Ausländer in Saudi-Arabien das Tragen eines kleinen Kreuzes am Hals unter strenge Strafe gestellt wurde. Wie unsicher muß sich eine Religion fühlen, die sich so von den angeblich „Ungläubigen“ abschottet?

Wenn Geld im Senfpott landet – oder schlimmer – im Rasenmäher

Oma und das Geld unter der Matratze. Altes und immer wieder neues Thema. Mein Rat: Schütteln Sie über diese „altmodischen“ Omas nicht allzu schnell mit dem Kopf. Internationale Bankenkrise. Wer in Deutschland kannte schon den Namen „Hypo Real Estate“ Pleitegeier, der selbst die angeblich so „soliden“ deutschen Landesbanken wackeln ließ. Ich erinnere mich noch an den Beginn der „Neunziger“ in Lettland. Da ging eine angeblich „bombensichere“ Bank „hoppla hopp“ über Nacht „den Bach runter“. Mehr als 200.000 Sparer verloren ihr Geld – mühsam angespart über Jahre. Die „bankgläubigen“ Sparer waren angeschmiert. Die Omas mit dem „Baren unter der Matratze“ die triumphierten landauf, landab: „Seht ihr – das haben wir ja gleich gesagt.“ Ich bin „seit Ur-Zeiten“ Kunde der Deutschen Bank. Ob ich mich da sicher und gut aufgehoben fühle? Also – mit „Ja“ beantworte ich die Frage nicht.

Was dem einen die Matratze, ist dem anderen der Senfpott. Ich erinnere mich an 1971: Meine Mutter hatte rund 3.000 Mark in einen kleinen roten Plastiksack gelegt, wollte die Scheinchen „im Laufe der Woche“ zur Bank bringen. Zunehmendes Alter – Vergeßlichkeit. Was meine Mutter aber nicht vergessen hatte: In andere rote Plastiktütchen hatte sie Abfall gesteckt – und in die Mülltonne vor dem Bremer Häuschen „An der Finkenau 111“. Eine Stunde zuvor war die Mülltonne entleert worden. Die Müllverbrennungsanlage nur einige Kilometer entfernt, nahe der Autobahn Bremen-Hamburg. „Zack“ – saß ich im Auto und brauste zur Müllverbrennungsanlage. Hoffnung: Ich erwische noch den ungeleerten Müllwagen, dessen Fahrer ich seit Jahren kannte. Damals war es noch üblich, den „Müll-Leuten“ zu Weihnachten ein anständiges Trinkgeld in die Hand zu drücken – ohne in den Geruch eines „Beamten-Bestechers“ zu kommen wie heute. Ich traf ihn auch noch – mei-

nen „Müll-Mops“ – wie ich ihn nannte. Ein wenig zu spät. „Tut mir sehr leid“ tröstete er mich „und ich weiß doch, wie schwer Ihre Mutter für das Geld arbeiten muß.“ 3.000 Mark – Anfang der Siebziger „reichlich Holz“. Zurück zur Finkenau. Im Kopf der Gedanke: „Wie bring ich ihr das nur bei?“ Eigentlich wollte ich die Mama nur mit dem Vorschlag trösten: „Komm, wir suchen noch einmal gründlich alles durch. Vielleicht“ Wir suchten mehr als gründlich. Meine Mutter liebte Geldverstecke. Unter dem Teppich, zwischen den Briketts, zwischen Töpfen und Pfannen. Sogar im Beutel des Staubsaugers. Geldentwertungen hatte sie zweimal in ihrem Leben mitgemacht. Als Kind 1923 (sie war Jahrgang 1917) – und dann nach dem Krieg. Natürlich hieß das nie „Geldentwertung“, sondern bekam stattdessen den freundlicheren Namen „Währungs-Reform“. So oder so – das Geld war futsch. Vertrauen zur Solidität von Banken und Politik das war bei Elfriede Siegerist nur schwach ausgeprägt. Ich hab’ es von ihr geerbt.

Sie stöberte im Keller nach den „3.000 Mäusen“, ich unter allen Teppichen. Plötzlich aus dem Keller ein lauter Schrei: „Der Senfpott.“ Eins, zwei, drei kam sie die Kellertreppe raufgesaust, steuerte den hängenden Küchenschrank an, furniertes Birkenholz und holte triumphierend einen kleinen braunen Senfpott zwischen Tellern und Tassen hervor. Marke „Löwensenf“. Statt Löwensenf – 3.000 Mark im Pott. Trotz dieser Lehre: Das Geldverstecken im Haus gab meine Mutter nie auf. Selbst Monate vor ihrem Tod auf der Pflegestation bat sie mich: Nimm das Geld unter dem roten Perser in der ersten Etage raus. Der „rote Perser“ verbarg aber kein Geld – und auch anderswo fand ich kein Geld. Zur Beruhigung behauptete ich aber: „Ich hab es gefunden und im Senfpott versteckt. Da ist es sicher.“

Ja – und dann mein guter Stanislaus Czech, deutsch-polnischer Verwalter meines lettischen Familienbesitzes und unserer Soldaten-Versöhnungs-Kapelle im einstigen Kurland-Kessel. Der Rasen um das alte Gutshaus ist so groß, daß ich einen Motor-Rasenmäher mit Sitz kaufen mußte.

Wie ein Mini-Traktor sieht das Ding aus ... und stinkt auch so, frißt Sprit wie ein Kettenpanzer obwohl angeblich „benzinsparend“. Der Engländer Edwin Beard Budding (1795–1846) war es, der den ersten brauchbaren Rasenmäher erfand. Es gab ja Parks von englischen Lords, in denen bis zu 50 Personen und mehr mit Sensen nur die eine einzige Arbeit zu verrichten hatten: Rasen kurz halten. In England war der „englische Parkrasen“ modern geworden. Dazu kamen Sportarten auf – wie Rasen-Tennis, Fußball, Croquet, Cricket und Rugby. Das alles funktionierte nur bei kurzem und dicht gewachsenem Rasen. Wen wundert es, daß es auch ein Engländer war, der dann 1902 den ersten motorbetriebenen Rasenmäher bastelte – und das Ding funktionierte? „Englischer Rasen“ Inbegriff der feinen Parkkultur. Von der Insel verbreitete sich die Idee mitsamt den Rasenmähern fast über die ganze Welt.

Noch heute gibt es im „Herrenhaus Trerice“ bei Newquay in Cornwall ein „Rasenmäher-Museum“. Ohne die Erfindung des englischen Rasenmähers wäre dem lieben Stanislaus Czech manch Kummer erspart geblieben. Es sah gut aus, wenn er mit dem großen, roten Rasenmäher-Traktor elegant Bäume und Rosenbeete umkurvte. Der abgeschnittene Rasen landete zielgenau in einem hinter dem Mäher angebrachten Auffangkorb. Für einen Moment hörte ich noch ein „Tuck, tuck, tuck“ Abklingen des Motorengeräusches und einen polnischen Entsetzensschrei, den ich aber nicht verstand. Nur so viel: Fein hörte sich das „Polnisch“ nicht an, bin sicher: Es war ein Schimpfwort, das sich mit wenigen Buchstaben gut in die deutsche Sprache übersetzen läßt: „Sch.....“

Was soll ich lange um den heißen Brei reden? Herrn Czech ging es wie meiner Mama. Kein Vertrauen in die Banken, kein Vertrauen in die Politik, die in die Geschäfte von Banken mehr reinredet, als es gut ist und in den Aufsichtsräten der Landesbanken nach Parteibuch ausgesuchte „Aufsichtsräte“ sitzen hat, die vom Bankgeschäft „rein nichts“ verstehen vom Kassieren der Aufsichtsratsbezüge um so mehr.



Rund 1.500 Euro hatte er in einer Leder-Geldbörse gesammelt, „gut“ verstaut in seiner Jackentasche. Warum – um alles in der Welt – mußte er auch ausgerechnet mit dieser Jacke auf den Rasenmäher steigen? Mein Rasenmäher in Lettland mag viel Sprit verbrauchen – aber er schneidet Rasen perfekt. Auch Geldbörsen mit Geldscheinen. Vielleicht war es nur das leichte Hoppeln über einen Maulwurfshügel jedenfalls hüpfte die Brieftasche von Stanislaus Czech aus seiner Jacke und landete „punktgesteuert“ in den scharfen Schneideflächen des Rasenmähers. Geschnitzelte Euros flogen durch die Luft wie bunte Schmetterlinge aus Papier. Etwas schwerer tat sich mein Rasenmäher mit der stabilen Geldbörse, gutes polnisches Leder. Sohn Sebastian, Student in Berlin, war nach mir der erste, der von dem Unglück erfuhr. Telefonisch. „Papa – wie oft hab’ ich dir schon gesagt, bring’ dein Geld zur Bank?“ Was wissen junge Böse-Banken-Unkundige von sicherer Geldaufbewahrung

Wie auch immer: Stanislaus Czech, der auf dem Kapellen-Grundstück mithelfende Jānis und ich wie Detektive sammelten wir Euro-Schnipselchen für Euro-Schnipselchen vom kurz geschnittenen Rasenboden in durchsichtige Plastiktüten. Zum Glück schnitt der Rasenmäher Grashalme kleiner als Geldscheine. Stanislaus hatte zittrige Hände bekommen – den konnten wir für die folgende Arbeit nicht mehr gebrauchen und ein Meister der Fingerfertigkeit nein, das bin auch ich nicht. Der liebe Gott hat mir das Talent des Schreibens geschenkt. Anlagen zum Handwerker oder zum geduldigen Zusammensetzen von Geldschein-Schnipseln die hat er bei mir wohl nicht entdecken können. Also: Stanislaus Czech und ich sahen mit großen Augen zu, wie Jānis auf dem Küchentisch Stück für Stück der zerschnitzelten Euros mit „TESA“ wieder einigermaßen zusammenfügte (siehe Zeichnung Seite 87).

Der aufgeregte Stanislaus, der Joachim Siegerist mit zwei linken Händen – wir taugten bestenfalls zum Assistieren, Suchen nach den passenden Euro-Schnipselchen. „Das

Geld ist futsch“ – jammerte Stanislaus – „und ich hab so lange drauf gespart.“ Ich konnte ihn trösten, war sicher: Die Bundesbank tauscht nach gründlicher Prüfung geschnetzeltes und sogar angebranntes Geld wieder in nagelneue Scheinchen um. Sohn Sebastian ging mit den 1.500 TESA-geflückten Euros in Berlin zur Bundesbank, zuckte entschuldigend mit den Schultern, murmelte: „Der Papa – ja, der Papa.“

Dann füllte er in vierfacher Ausfertigung das Formblatt „H 123“ aus: „Erstattungsantrag für beschädigte DM/EUR-Note(n)/ Münze(n). Und typisch deutsch mit der **fett** gedruckten Überschrift die Zeilen **Zur Beachtung:** Bitte sämtliche – auch die kleinsten Notenteile beifügen. Sehr stark beschädigte Banknoten (z.B. verkohlte Teile) sollten zur Vermeidung weiterer Zerstörung sorgfältig verpackt werden. In solchen Fällen kann davon abgesehen werden, die Noten einzeln aufzuführen.

Falls das Geld mit **gesundheitsschädlichen oder allergenen** Stoffen in Berührung gekommen ist, bitten wir um einen Hinweis und um Angaben zur Art und evtl. Schädlichkeit der Stoffe. Bei **präparierten Banknoten** Bescheinigung der Ermittlungsbehörden beifügen Ausrufrungszeichen. Es folgen 34 blaue Feldchen mit schwarzer Schrift auf blauem Grund, die ausgefüllt werden müssen – dazu kostenlos das tröstliche „Merkblatt der Deutschen Bundesbank für beschädigtes Geld“.

Sollten Sie einmal Pech mit dem Rasenmäher haben oder versehentlich ein Geldscheinchen auf dem Küchenherd liegenlassen – merken Sie sich unbedingt das, was die Deutsche Bundesbank dann Wort für Wort sagt:

„Die Bundesbank leistet für beschädigte Euro- und DM-Banknoten Ersatz, wenn entweder mehr als die Hälfte des Geldscheins vorgelegt wird oder nachgewiesen wird, daß die fehlenden Teile von Geldscheinen, von denen die Hälfte oder weniger vorgelegt wird, vernichtet wurden. Absichtlich beschädigte Euro-Banknoten sowie Euro- und DM-Banknoten, die von Stellen der Bundesbank bereits umgetauscht und entwertet wurden, werden nicht ersetzt.“



Es folgen weitere Hinweise zur Behandlung von Münz-
geld – im Gewicht von über „1 Tonne nur nach Voranmel-
dung“.

Für Stanislaus ging die Rasenmäherei gut aus. Gut vier
Wochen später bekam Sohn Sebastian das Geld an einem
Bankschalter der Deutschen Bundesbank in Berlin – im
Auftrag des Papas – in neuen, nicht rasenmähergeschred-
erten Scheinen zurück. Kostenlos.

Stanislaus und sein Vertrauen zu den Banken. Bringt er
sein Geld zur Bank – oder hat er sich für einen Senfpott
entschieden statt für Lederbörse? Ich habe ihn nicht ge-
fragt.

Übrigens: Schadenfroh war ich keine Sekunde. 1. Ich ver-
stehe das Mißtrauen älterer Menschen gegenüber Banken
voll. 2. Außerdem: Vor zwei Jahren setzte ich mich selber
auf den Rasenmäher, wollte einmal „Michael Schumacher
auf Traktor“ spielen. Ich hätte es sein lassen sollen. Die
vielen, vielen Maulwurfshügel vor der Kapelle. Wieder
ein kleiner Hüpfen des Traktors. Mein Telefon in der Ho-
sentasche Es klöterte mehr als bei den Scheinen von
Stanislaus. Das polnische Leder war wohl doch resistenter
gegen scharfe Schneideflächen des Rasenmähers als japa-
nisches Plastik von meinem Telefon. Da konnte auch Jānis
mit TESA nicht mehr helfen.

Grethe Weiser, Uwe Barschel und umgebrachte Babys – was hat das eine mit dem anderen zu tun?

Erinnern Sie sich noch an die „verrückte Ulk-Nudel“ Grethe Weiser? Schauspielerin mit unnachahmlicher Berliner Kodderschнауze. Mir blieb im Gedächtnis, daß sie einmal das Restaurant „Siechenbräu“ in Kiel besuchte, wo meine Mutter in einem Zusatzjob als Kellnerin arbeitete, um uns vier Kinder einigermaßen über die schweren Jahre der Nachkriegszeit zu bringen. Grethe Weiser im Kieler „Siechen“. Meine Mutter wollte ihre vier „Gören“ mit einem Autogramm der damals berühmten Schauspielerin überraschen. Kodderschнауze Grethe vertröstete meine Mutter mit dem Satz: „Mädel warte. Ich hab’ ein dringendes Bedürfnis“ verschwand hinter einer Tür mit dem Messing-Schild „Damen“. Als die „Damen“-Tür sich wieder öffnete, hielt Gretchen triumphierend ein von der Rolle abgerissenes Stück Lokuspapier in der Hand. Mit Autogramm „Von Grethe Weiser“. Schade, daß der Fetzen Klosettpapier nach mehreren Wohnungswechseln verloren ging. Deutschland mochte Grethe Weiser, die am 27. Februar 1903 als Mathilde Ella Dorothea Margarethe Nowka bei Dresden – und nicht in Berlin – zur Welt kam. Deutschland war geschockt, als einige Zeitungen 1970 das total entstellte Gesicht der sterbenden Grethe Weiser veröffentlichten. Aufgenommen nach einem Verkehrsunfall am 2. Oktober 1970 in Untersteinbach bei Bad Tölz, wo sie mit einem Pkw frontal auf einen entgegenkommenden Lastwagen gekracht war und 50 Minuten später im Krankenhaus verstarb. Ich bin Journalist. Dieses Bild von Grethe Weiser hätte ich niemals veröffentlicht. Kamera ins Gesicht der Sterbenden, draufgedrückt, „Blitz“, ab in die Redaktion, am nächsten Tag das „Sensations-Foto“. Ich hätte Grethe Weiser gern als lachende Ulknudel mit dem Lokus-Papier-Autogramm in der Hand in Erinnerung behalten. Die sterbende Grethe Weiser als Zeitungsbild.

Ich fand es schlimm und war zornig über die Zeitungen, denen so billige Sensation wichtiger war als Gefühl und wohl auch Anstand. Das „Badewannen-Foto“ mit dem ermordeten Uwe Barschel – es gibt keinen Barschel-Selbstmord, es gibt nur einen Barschel-Mord – höchst unanständig, solch ein Bild zu veröffentlichen. Die Witwe, die Kinder und immer wieder – bis heute – dieses Bild. Ich sage das nicht, weil ich nach wie vor große Stücke auf Uwe Barschel halte, für ihn arbeiten durfte und überzeugt bin, daß er unschuldig Opfer einer eingefädelten Lügenkampagne war, die mit Mord endete nein, ich sage es, weil auch Journalisten hin und wieder an ihre Grenzen erinnert werden müssen – und aus anderen Gründen, die in diesem Kapitel noch folgen.

Nur am Rande: Grethe Weiser war mehr als eine Volkskomikerin. Mut hatte die Frau. Und Tiefgang. Jung heiratete sie den konvertierten jüdischen Süßwaren-Großhändler Josef Weiser. Zu Joseph Goebbels sagte sie freundlich: „Nein, danke“, lehnte es damit ab, sich in den Vorstand der „Reichs-Theaterkammer“ wählen zu lassen. Die Vorbedingung für dieses karrierefördernde „Ehrenamt“ hieß nämlich: Du mußt Mitglied der NSDAP werden.

Anfang 2009 veröffentlichte eine Berufsfotografin einen Bildband, in dem sie Seite für Seite mit selbstgeschossenen Aufnahmen das Sterben ihrer sechsjährigen Tochter festgehalten hatte. Unheilbarer Gehirn-Tumor. Ein Journalist fragte sie: „Ist es nicht zynisch, aus dem Tod des eigenen Kindes Kapital zu schlagen?“ Als Fragesteller hätte ich schärfer formuliert. Die Antwort der Mutter – unter anderem: „Das Fotografieren wurde zu einer Art Dialog zwischen uns. Für sie hat das auch gestimmt, sonst hätte sie sich ja gewehrt.“ Was für Worte, was für Argumente, was für eine Mutter. Eine Hand, die nicht durch Streicheln das sterbende Kind tröstet, sondern mit einem „Klick“ per Kamera. Das kaum noch atmende Würmchen „hätte sich sonst gewehrt“ Gehirntumor, schon halb im Jenseits, aber Kraft, sich gegen die fotografierende Mutter zu wehren, Mama etwas zu „verbieten“.



Fotografieren erfordert Aufmerksamkeit, Konzentration. Richtige Kameraeinstellung, passende Lichtverhältnisse, Hintergrund, vielleicht auch die richtige Lage des Kopfes. Schließlich sollte das Gesicht ja für spätere Betrachter gut zu sehen sein.

Ich erinnere mich noch daran, wie ich als junger Reporter des Axel-Springer-Verlages eine HÖRZU-Serie über Kindesmißhandlung schrieb. Die Berliner Gerichte erlaubten mir damals, mit einer lebenslang inhaftierten Mutter zu sprechen, die ihren kleinen Sohn auf fast unbeschreibliche Weise zu Tode gequält hatte. Wie gerne würde ich auch einmal der eben beschriebenen Fotografin und Mutter gegenüber sitzen, den ganzen Hintergrund ihres Handelns erfahren. Ich bin sicher: Meine eigene Meinung – die würde ich nicht verschlucken. Satz für Satz müßte sich diese Mutter meine Argumente anhören, die für sie vernichtend wären.

Noch unverständlicher wurde mir diese Frau, als ich erfuhr, daß sie „ganz und gar“ gegen das Zeigen von „schrecklichen Kriegsfotos“ ist. Es gibt ergreifende Fotos aus Völkerschlagten, die den Wahnsinn des Krieges gut und großartig dokumentieren. Was und zu welchem Zweck „dokumentierte“ diese Mutter, diese Fotografin?

Die Argumente dieser Fotografen-Mutter kamen aus der „liberalen“, der „fortschrittlich-modernen“ Ecke. Wer kann also dagegen sein?

Fotos von „abgetriebenen“, im Mutterleib umgebrachten Kindern sind aus der Sicht dieser Leute „höchst unanständig“, sie sind „abstoßend“ und „verwerflich“ für jeden Fotografen. Und wehe dem, der sie abdruckt. Babymord im Mutterleib. Ich bleibe bei dieser Bezeichnung, nicht bei dem verharmlosenden Wort „Abtreibung“.

„Offiziell“ und „legal“ werden pro Jahr in Deutschland 130.000 Kinder „abgetrieben“. Ich bin sicher: Zehntausende dieser Babys würden als kleine und gesunde Menschenlein durch unsere schöne Welt hüpfen, wenn man deren Müttern vorher Fotos von im Mutterleib ermordeten Babys gezeigt hätte.



So habe ich Uwe Barschel mit seiner Frau in Erinnerung.
Nicht mit dem schrecklichen Badewannen-Foto.

Ich erinnere mich noch genau an diese grauenvollen Geschichten, für die es leider, leider keine Fotos in Zeitungen gab:

Bei einer Mutter wurde in der 26. Schwangerschaftswoche von den Ärzten bemerkt, das Kind wird „mongoloid“. Gen-Defekt, „Einleitung der Abtreibung“. Das Baby kam lebend zur Welt. Die Ärzte bestritten vehement, wenige Journalisten blieben dabei: Das Kind wurde in Tücher gewickelt und ganz einfach neun Stunden liegengelassen. „Problem gelöst.“

Oder dieser Fall: April 1999 in der einstigen „DDR“. Der ehemalige Chefarzt eines Kreiskrankenhauses für Frauenheilkunde und Geburtshilfe hält einem „spätabgetriebenen“ Kind nach der Geburt so lange Mund und Nase zu, bis es sich nicht mehr muckst, nicht mehr strampelt. Ich bedaure zutiefst, daß es keine Fotos von dieser Kindestötung gibt.

Es werden strampelnde Babys mit der zigfachen Kraft eines Staubsaugers aus dem Leib der Mutter gerissen. Fotos? Nein? Keine Fotos und schon gar keine Veröffentlichung. Da gab es einen jüdischen Abtreibungsarzt in den USA. Mit Spritzen brachte er mehr als 75.000 Kinder im Mutterleib um. Bei einem seiner Eingriffe führte er eine Mini-Kamera in den Leib der werdenden Mutter ein. Deutliche Bilder. Das kleine Menschlein mit „allem drum und dran“, Daumen im Mund. Die Spritze nähert sich dem Kind. Das Kind versucht auszuweichen, spürt die Gefahr deutlich. Aber es gibt kein Ausweichen. Unbarmherzig sticht die Spritze in die Fruchtblase der Mutter. Der Mund des Kindes öffnet sich wie zu einem stummen Schrei. Nie wieder in seinem Leben hat der jüdische Arzt ein Kind im Mutterleib umgebracht. Er wandelte sich zu einem der schärfsten Gegner der „Abtreibung“, veröffentlichte die selbst aufgenommenen Filmdokumente, faßte sie zusammen, brachte sie heraus. Titel: „Der stumme Schrei“. Haben Sie den Film schon einmal irgendwo im deutschen Fernsehen einschalten können? Es gibt keine Programm-



Das Bild ist journalistisch „erlaubt“ – der aufgebahrte Habsburger Kaiser.

Zeitschrift, in der ich solch eine Dokumentation als Ankündigung finden konnte.

Ich bin sicher: Solche Bilder – so schrecklich, wie sie sind – die hätten Menschenleben gerettet, Sinn gemacht, mehr als billige Sensation. In meinen Augen nicht nur vertretbar, sondern in höchstem Maße wünschenswert.

Aber reden Sie über diese Ansicht einmal mit Linken, „Liberalen“ oder Grünen.

Einen öffentlich aufgebahrten Staatsmann – „Ja“. Er wollte es ja so. Ich selber habe das Bild des auf Madeira verstorbenen und einst dort aufgebahrten letzten Habsburger Kaisers im konservativen DEUTSCHLAND-Magazin veröffentlicht. Ja – warum nicht? Es war der Wunsch des Kaisers, aufgebahrt zu werden. Es war der Wunsch der Familie, ihn so zu fotografieren und das Bild um die Welt gehen zu lassen. Es dokumentierte das Ende einer Epoche. Endgültiges „Aus“ für die Habsburger-Monarchie wie immer man zu ihr stehen mag. Solche Bilder sind in meinen Augen journalistisch erlaubt, zumutbar für mich, sogar erwünscht. Spiegel unserer Zeit: Ich bin für Fotos, die bewegen, etwas bewirken im Kopf der Betrachter (siehe das Foto vom aufgebahrten Kaiser auf Seite 95).

Fotos von im Mutterleib umgebrachten Babys sind „unmoralisch“. Ein ganzer Bildband von einem sterbenden Mädchen – aufgenommen von der eigenen Mutter – das ist „moralisch“, „wünschenswert“, zu „begrüßen“. „Was für eine Kraft hat diese Mutter aufgebracht, die das Sterben ihres Kindes so dokumentierte?“ Tolle Argumente sind das.

„Nein“ und nochmals „Nein“. Die „Logik“ dieser „Moral“ geht in meinen Schädel nicht rein.

Ich habe auch ergreifende Fotos veröffentlicht – doch ich hatte damit ein Ziel: Wollte die Menschen aufrütteln, Hilfe bringen. Und das ist gelungen.

Nur zwei Beispiele: Sehen Sie sich die Fotos von dem kleinen, betenden Nacktfrosch auf der Seite 189 an. Gleich nach dem schrecklichen Tsunami in Thailand von dem



einstigen Axel-Springer-Fotografen Uwe Hempen aufgenommen. In Khao Lak, dort, wo der Tsunami besonders schrecklich gewütet hatte. Kleiner Junge, betend auf den Trümmern eines Hauses. Alles verloren. Eltern, Großeltern, sogar seinen kleinen Hund. Das Foto bewegte die Herzen der Menschen und öffnete die Brieftaschen. Dem Jungen und einem ganzen Dorf wurde mit diesem Bild geholfen.

Für die AKTION REISKORN besuchte ich das Kind auch in diesem Jahr wieder. Nach rund fünf Jahren. Durch die Berichterstattung und das Foto fand der Junge wieder Glück, eine Familie, ein Zuhause. Nicht nur er allein. Durch die Fotos von Uwe Hempen und die Veröffentlichung im DEUTSCHLAND-Magazin wurde ein ganzes Dorf gebaut. 60 Kinder werden dort von christlichen Schwestern und einem katholischen Pfarrer betreut, ausgebildet, gut ernährt, haben Zukunft. Vielleicht erinnern Sie sich noch an das Foto aus dem DEUTSCHLAND-Magazin im Frühjahr 2009. Fünf Jahre nach dem Tsunami zeigt es das Kind heute – mit seinem neuen Freund, einem thailändischen Ex-Boxer, der seine schützende Hand über den Kleinen hält. Auch Folge unserer Fotos, unserer Berichte. Sehen Sie sich das schöne Foto auf Seite 190 an.

War es erlaubt, diese Bilder von José aus Lissabon zu zeigen? Ein grauenvoll im Gesicht entstellter Bettler? Auf den Straßen Lissabons entdeckte ich ihn, brachte die Fotos im DEUTSCHLAND-Magazin – siehe die folgenden Seiten.

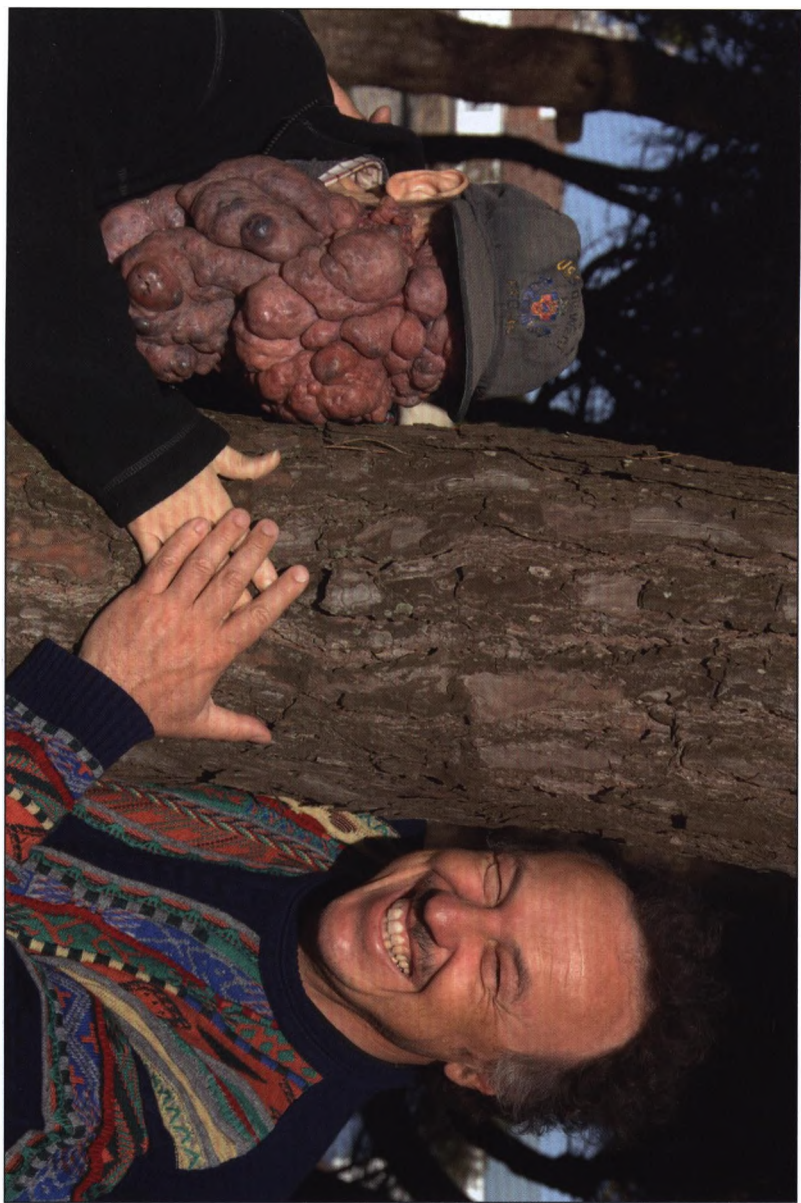
Aber der Gedanke bei diesen Fotos war keine Effekt-Hascherei. Sie wurden „geschossen“ – mit dem Ziel, diesem armen Menschenkind zu helfen, Ärzte zu bewegen, Geld für Operationen zu beschaffen. Ja – solche Bilder sind mir lieber als die von Grethe Weiser und Uwe Barschel.

Die Argumente gegen umgebrachte Babys die sind so verlogen, so ideologisch verbohrte und dumm. Sie halten einer ernsthaften Diskussion nicht stand. So wie die meisten Argumente bei Abtreibung schnell demaskiert werden können. „Wie soll man es verantworten, in der



heutigen Zeit noch Kinder in die Welt zu setzen.“ Bleiben Sie mir vom Leib mit dieser Heuchelei. Der gestrichene Urlaub ist es, der Babys umbringt (siehe dazu die Zeichnung auf Seite 99, die größere Wohnung, das neue Auto, ein „selbstbestimmtes“ Leben, „Spaß-Gesellschaft“. Wie immer das auch heißt. Es sind schäbige Argumente. Auf mich machen sie keinen Eindruck.









Der im Paradies geklaute Apfel – und wie Adam zu einem deutschen Mietvertrag kam

Die Bibel wird es wissen: Adam war der erste Mensch. An die Theorie „Erst Affe, dann Mensch“ daran mochte Natur- und „Menschheits-Forscher“ Charles Darwin glauben ich nicht. Was die Bibel noch nicht wissen konnte: Adam ist auch mein Lieblingskoch. Natürlich nicht der „Bibel-Adam“. Der ließ sich von einer Schlange verführen und klaute lieber „verbotene“ Äpfel – statt redlich zu kochen, vertrieb damit Eva, sich selbst und die nachfolgende Menschheit für immer aus dem Paradies auf Erden. „Mein“ Adam ist Chefkoch im türkischen Restaurant „Aylin“ im Hamburger Stadtteil Eilbek, nahe der U-Bahn-Station Ritterstraße, genau Eilbeker Weg 39.

Einmal in der Woche geht unsere ganze Büro-Mannschaft ins „Aylin“. Ich freue mich auf Adams phantastisch zubereitete Lammhaxe mit Rosmarin seine ehrliche und herzliche Begrüßung. Ganz einfach: Ich mag den kleinen, dicken Adam mit seinem rundlichen – von der Küchenhitze – immer leicht geröteten Gesicht und ich glaube: Adam kann auch mich gut leiden.

Wir zwei haben nur ein Problem: Viel sprechen miteinander Fehlanzeige. Adams Deutsch-Kenntnisse sind eher „mau“. Unsere „Konversation“ beschränkt sich mehr oder weniger auf freundliches Händeschütteln, meine Begrüßung: „Hallo Adam, guten Tag, du Schlafmütze“ und festes Schulterklopfen. „Einmal Lammhaxe – wie immer.“ Das versteht Adam gut. Beim Essen ist es wie bei meinen karierten Hemden: Ich wechsele nur äußerst selten die Richtung, „treu“ im Geschmack und in Gewohnheiten.

Bei seltenen Sonderwünschen wie „etwas mehr Soße bitte“ oder „kann gern etwas mehr gewürzt sein“ da springt Murat Temeltas ein, unser Büroleiter. In der Türkei geboren, in Deutschland aufgewachsen, bessere Deutsch-Kenntnisse als manch ein deutscher Gymnasiast mit schu-

lischem „Pisa-Niveau“. Murat ist ein freundlicher und gutmütiger Vertreter, hat mit radikalen „Fundis“ des Islam „nichts am Hut“ aber ein „so richtiger Mistkerl“ das kann Murat sein, wenn ihm hin und wieder der Schalk im Nacken sitzt. Dann macht er sich lustig über in Deutschland lebende Türken, die außer „Guten Tag“ und „Wie geht’s?“ nicht viel über die Lippen bringen. Ausgerechnet „mein“ guter Chefkoch Adam kann davon ein Lied singen, zweifelte für einige bange Minuten an seinem Glauben: „Deutschland ist ein gerechtes Land.“

Adam war auf Wohnungssuche für seine Familie und begrüßte uns eines Tages freudestrahlend, winkend mit einem „Hamburger Mietvertrag“ in der Hand, den er schon unterschrieben hatte, bat Murat aber freundlich und „sicherheitshalber“ um deutsche Übersetzung. „Adam – noch heute“ sagte Murat – und seinem Gesicht war anzusehen, daß er wenig Gutes im Sinn hatte. Nach Lammhaxe und türkischem Tee – freundliche Verabschiedung von Adam und Murats Zusicherung: „Ich schicke dir die Übersetzung noch heute per Telefax zu.“

Das Versprechen hielt Murat aber wie. Der Original-Text für Adams angemietete 2 ½-Zimmer-Wohnung war anständig und korrekt – die Miete akzeptabel. Rechte und Pflichten des Mieters – Rechte und Pflichten des Vermieters. Hieb- und stichfest. Eben „Hamburger Mietvertrag“. Murat setzte sich schmunzelnd an seinen Schreibtisch – schrieb ein kurzes Telefax an Adam nur mit dem türkischen Satz „Ich übersetze dir das lieber persönlich – wir kommen morgen noch einmal zum Mittagessen, mach für Joachim Lammhaxe mit Rosmarin wie immer.“

Pünktlich um 12 Uhr schalte ich das Bürolicht aus. „Mittagessen.“ Während der Arbeitszeit bleibt keine Zeit für Arbeitsgespräche, lange Kaffeepausen oder private Plaudereien. Mittagessen ist Mittagessen und Arbeitsbesprechung zugleich. Dafür muß Zeit sein, sonst läuft die „Kiste“ nicht. Ein wenig abgekupfert habe ich diese Strategie von japanischen Unternehmern, bei denen solche „Arbeitsessen“ schon seit Jahrzehnten üblich und er-

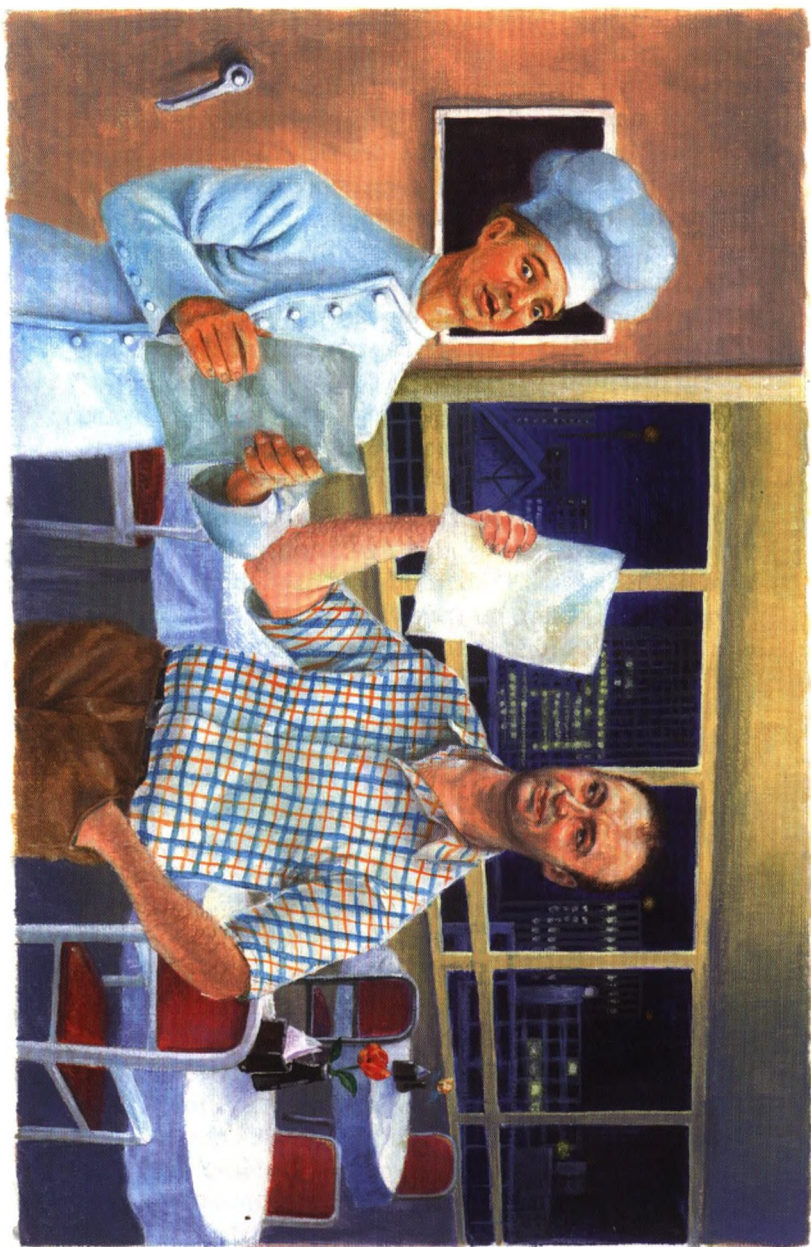
folgreich sind. Sie stärken die Mitarbeiter-Gemeinschaft, bringen die besten Ideen hervor – und es bleibt immer Zeit genug für den Austausch privater Sorgen. Das schweißt eine Büro-Mannschaft zusammen – so ein wenig wie eine Familie. Deswegen muß bei uns auch nichts vom Chef „angeordnet“ werden. Jeder sieht, was zu machen ist, jeder betrachtet das Büro als „sein“ Büro, und deutet sich Wochenend-Arbeit an ohne ein Wort von mir ist es selbstverständlich, daß am Sonnabend die Mannschaft „geschlossen auf der Matte“ steht.

Eigentlich steht das Türken-Restaurant „Aylin“ nur einmal pro Woche auf dem Programm. Mein ruppiges Argument: „Der Türkenfraß von Adam schmeckt gut – aber macht fett und müde.“ Aber Murat quengelte: „Nein, laß uns heute noch einmal zu Adam. Ich hab ihm die Übersetzung versprochen. Mündlich.“

Ungeduldig wartete Adam schon vor der Küchentür des „Aylin“ auf uns. Murat machte ein ernstes Gesicht, hatte mich noch kurz vorher in seine geplante Schandtät eingeweiht, und so bekam ich mit, was Murat dem immer bleicher werdenden Adam aus dem schon von ihm unterschriebenen „Hamburger Mietvertrag“ vorlas:

„Im Haus der Wohnung gibt es Ratten. Für die Bekämpfung der Nagetiere sind die Mieter allein verantwortlich. Gleiches gilt für Silberfische, Küchenschaben und Kakerlaken. Der Mieter muß beim Auszug auf eigene Kosten neue Fenster und neue Türen einsetzen. Dabei wird nur hochwertigste Ware akzeptiert. In der unteren Etage ist ein Bordell-Betrieb geplant, in der zweiten eine Tischlerei. Kreissägen-Geräusche aus der Tischlerei und andere Geräusche aus dem Bordellbetrieb gelten nicht als mietmindernd, sind zu akzeptieren. Die Wohnung muß vor Einzug vom Mieter renoviert werden. Der Mieter muß eine neue Küche und ein neues Badezimmer einbauen. Alles auf eigene Kosten – und pro Jahr steigt die Miete um 10 Prozent.“

Adam hörte schweigend zu. Schneeweiß im Gesicht – wie türkischer Ziegenkäse. Dann setzte er sich auf einen Stuhl



– und ich weiß nicht, wie er plötzlich diesen akzentfrei gesprochenen deutschen Mini-Satz über die Lippen bringen konnte – aber ich hörte es deutlich aus seinem Mund: „..... und das ist Deutschland.“ Betreten sahen alle zu Boden. Murat war der erste, der sich nicht mehr halten konnte und schallend zu lachen anfang. Ich stimmte ein – lachte, bis mir die Augen tränten, und als die Büro-Mannschaft Murats „Übersetzung“ erfuhr – da lachten wir alle. Nur Adam der arme Adam, mein guter Freund der mußte sich einige Minuten fassen, ging wortlos in die Küche. Schließlich kam er raus mit Lammhaxe und Rosmarin und viel Soße. Halb wütend, halb lachend stierte er auf Murat und dann sagte er nur ein kurzes Wort zu ihm. Auf Türkisch. Das hat mir Murat bis heute nicht übersetzt.

Pfauen-Fächer, Bar-Mädchen, die gelbe Yamaha und ein letzter Gruß am Sarg des Generalmajors

Die kleine Lek aus Thailand und der riesige Einkaufswagen im deutschen „Großmarkt für alles“ das war ein Bild. Breiter Fächer aus Pfauenfedern, drei seidene Schals in den Farben ihrer Heimat: Weiß, blau, rot. Weiß für den Glauben an Buddha, blau für die Monarchie und rot für das ganze Land und seine Bevölkerung. Dazwischen zwei Kilo Reis mit dem freundlich grinsenden „Onkel-Ben-Gesicht“ aus Alabama. Erinnert mich immer an „Onkel Toms Hütte“.

Ein 3-Kilo-Glas Bienenhonig, thailändische Gewürze zu Dutzenden, Hühnerfleisch zwischen Ingwer, Äpfeln und Spitzen-BH. Da türmte sich einiges auf – vom Volumen und der zu zahlenden Summe an der Kasse. Aber Lek aus Thailand bei ihrem ersten Besuch im „reichen“ Deutschland mit dem neugewonnenen Freund Manfred Lek war sicher: Manfred ist Millionär. „Millionär“ im Kopf der schönen und nett anzusehenden Asiatin, die ihre Familie aus dem armen Nordosten des Landes als Barmädchen am Golf von Siam in Pattaya ernährte. Manfred war damals – Anfang der „Siebziger“ – kleiner Angestellter in einer Druckerei. Monatsgehalt: 980 D-Mark – netto. Die vom überladenen Einkaufswagen geschockte Kassiererin an der Kasse druckte einen langen, langen Bon aus: 642 Mark und 45 Pfennig. Komisch – diese Summe habe ich mir gemerkt bis heute. Manfred, früher Schulkamerad (ich hab seinen Namen für diese Geschichte geändert), wurde blaß. So viel Bargeld in der Tasche? Kreditkarten? Fehlanzeige. Postkartengroße, blaue Schecks gab es. Obwohl noch D-Mark ich glaube, die Dinger hießen schon „Euro-Scheck“. 300 Mark pro Scheck wurden akzeptiert. Dazu Bankkarte mit Nummer – obendrein Personalausweis oder Reisepaß. Ich hatte Schecks dabei, half aus. Wie konnte ich auch nur so dämlich sein, Manfred mit

nach Thailand zu nehmen? Ich hatte wohl keine Lust allein zu reisen, wollte ihm das Land zeigen, das ich als junger Kerl schon oft durchquert hatte. Manfred hatte aber nur die eine Idee im Kopf: Die Frau fürs Leben. Heiratsanzeigen in deutschen Zeitungen. Es blieb immer beim einmaligen Treffen. Eine zweite Begegnung: Nie. Manfred war alles andere als ein Adonis um es milde zu formulieren. Geist und Beweglichkeit sagen wir es so: Ein wenig zeitlupenartig. Sogar im „Café Keese“ blitzte Manfred ab. Auf der Hamburger Reeperbahn – da, wo beim Tanz Frauen die Männer auffordern nicht umgekehrt. Manfred blieb trotz Damenwahl stets allein, wurde von keinem Mädchen übers Tanzparkett geschoben. Und dann ausgerechnet Thailand. Ich hätte es wissen müssen, ich Ochse.

Keine Sorge: Sie hören jetzt nicht von mir die Uralt-Geschichten von Prostitution und Sex-Tourismus in Thailand. Ein Klick im Internet – Sie finden alles. Nicht nur da. Selbst in seriösen Reisekatalogen wird versteckt auf diese Art von „Fernweh“ angesprochen. Nur ein wenig freundlicher umschrieben. Da heißt es dann „Die Engel von Bangkok“ oder „auch für Herren, die unter sich bleiben möchten“. Na, Sie wissen schon.

Was die Deutschen meist nicht wissen:

1. Die typischen deutschen Sex-Touristen in Thailand entsprechen so ganz und gar nicht dem, was in deutschen Medien berichtet wird. Das sind nicht nur die häßlichen, glatzköpfigen und älteren Männer mit Schmierbauch. Zu 75 Prozent sind es nach Angaben thailändischer Behörden und deutscher Tourismus-Manager junge Männer zwischen 18 und 35.

2. Was die thailändischen Behörden gern verschweigen: 80 Prozent aller Bordellbesucher in Thailand sind keine Ausländer, sondern Thais. Die thailändischen Ehefrauen wissen von den Bordell-Abstechern ihrer Ehemänner – aber schweigen meist dazu, empfinden es vielfach sogar als „normal“ – weil es immer so war in Thailand. Mit-

gliedschaften in einem der unzähligen thailändischen Sexclubs sind für die junge Aufsteiger-Schicht im Lande der schönen Königin Sirikit eine Art Status-Symbol wie bei der gleichen „Sorte“ von jungen „Aufsteigern“ in Deutschland der Porsche oder die Rolex am Handgelenk, die jeder sehen muß.

Früher waren „Konkubinate“ in Thailand die Regel, noch heute werden von breiten Schichten – auch der modernen und gebildeten Thais – nach wie vor Zweit- oder Dritt-Frauen geduldet.

3. Von den über 360.000 deutschen Touristen, die nach Thailand fliegen, suchen mindestens 20 Prozent nicht den „schnellen und billigen Sex“, sondern wirklich eine Frau fürs Leben.

Wie schon erwähnt – zu dieser Gruppe „deutscher Mann“ zählte auch mein Freund Manfred. Als ich „Lunte roch“ da dachte ich im stillen Kämmerlein: Warum eigentlich nicht? Es gibt liebe Thai-Mädchen, denen ein gutes Herz wichtiger ist als Aussehen und Brieftasche. Eine Art Geschäft, aus dem manchmal wirklich echte Liebe oder zumindest gegenseitiges Respektieren auf Augenhöhe wächst. Armut gegen Sicherheit und Treue und deutsche Sicherheit statt Schönheit. Wenden wir das Sprichwort ausnahmsweise mal auf diesen Zustand an: Jedem das Seine.

Die Zahl meiner Kontakte in Thailand ist groß – und in meinem Kopf die Idee: „Ich werde Manfred helfen, die Richtige zu finden. Beide sollen glücklich werden. Ein schlechter Kerl ist er ja nicht.“ Kontakte hin, Kontakte her. Damals tickten die Uhren in Thailand noch ein wenig anders. Thailändische Mädchen aus guten Familien – die wurden von ihren Landsleuten schräg angesehen, wenn sie sich mit einem „Farang“ (Ausländer) sehen ließen schnell auf die Stufe „Prostituierte“ gestellt. Trotzdem – ich hatte einiges eingefädelt. Erfolgsaussichten – nicht schlecht.

Aber da war im damals noch winzigen Fischer- und Badeort Pattaya die Straßen-Bar „Jim Beam“. Hinter dem Tresen: Die 21jährige Lek. Animiermädchen und noch ein wenig mehr. Es gehörte zu ihren Aufgaben, ausländische Touristen von der Straße an den Bar-Tresen zu locken. „Hallo, schöner Mann, komm. Laß uns ein Glas zusammen trinken.“ „Schöner Mann“ zu Manfred. Wie lange hatte er auf solche „Sirenen“-Töne gewartet. Da konnte ich argumentieren – wie immer ich wollte: Manfred verliebte sich in Lek „unsterblich“. Lassen Sie mich schnell zum Ende der Geschichte kommen – es gibt kein „Happy-End“. Manfred hatte 25.000 Mark in Deutschland gespart. Ein Batzen Geld für sein Gehalt und die damalige Zeit. Lek redete vom „Aufbau einer gemeinsamen Existenz in Thailand“. Die 25.000 Mark gingen per Auslands-Überweisung auf Leks Konto bei der „Thai-Farmers-Bank“ in Bangkok. Als Manfred die Überweisung bei der Deutschen Bank in Bremen ausgefüllt und unterschrieben hatte, bekam Leks Mama „große Gesundheitsprobleme“, mußte ins Krankenhaus. Wie konnte Lek die „kranke Mama allein lassen?“ Manfred blieb traurig zurück, tröstete sich mit dem Gedanken – „Wie nett, daß Lek der kranken Mama hilft.“ Die Zahl der „kranken Mamas“ aus Thailand bei verliebten Ausländern geht in die Hunderttausende. „Das Grundstück hab ich schon gekauft“ telegraphierte Lek vier Wochen später an Manfred „Es fehlen noch 20.000 Mark für das Haus darauf.“ „Kredit“ – ich konnte meinen alten Schulkameraden nicht davon abbringen. Weitere 20.000 Mark gingen an Lek. Ende der Geschichte. Oder besser: Fast Ende der Geschichte. Jahre später war ich für die HÖRZU wieder in Thailand, gönnte mir zum Schluß einer erfolgreichen – aber anstrengenden – Thailand-Reportage als journalistischer Begleiter des damaligen Bundespräsidenten Karl Carstens zwei Tage das DUSIT-Hotel im heute wohl letzten „Strich-freien“ Viertel des Badeortes Pattaya. Beim abendlichen Flanieren unter Pattayas Palmen – Küstenstraße direkt am Golf von Siam – knattert ein gelbes Moped, Marke Yamaha, stoppt



einen Moment, gibt gleich wieder Gas. Die FahrerIn mit wehenden Haaren und im warmen Wind flatternden Tüchern um den Hals winkt mir freudig zu, ruft fröhlich: „Hallo, Jo.“ Im Davonbrausen erkannte ich noch Lek. Ich hab' es dem heute noch trauernden Manfred nie erzählt. Völlig anders – aber nicht weniger kompliziert – verliefen meine ersten Begegnungen mit „Snoopy“ in Thailand. Sie ungefähr 20, ich nicht viel älter als 30.

Auf der Englisch-Schule für Ausländer im englischen Bath (bei Bristol) hatten wir uns kennengelernt. Es dauerte keine Woche – wir wurden gute Freunde. In England war unser Verhältnis unkompliziert. Gemeinsam erkundeten wir das herrliche Bath, Wells, Oxford, Bradford-on-Avon. England ist ein schönes Land. Vor allem im Sommer. Picknicks im Park, Klassenfahrten, bei denen ich stets der „Senior“ war Snoopy und der Libyer Ali Hamama waren es, die mich dazu überredeten, „nur einmal“ am Abend – gemeinsam mit anderen Klassenkameraden unserer Englisch-Schule – in die Disco „Monaco“ zu kommen. Ich Dummkopf hätte es ahnen müssen. Meine Klassenkameraden waren 18, 19 Jahre. Maximal 22. Ich – mit Englisch-Nachholbedarf – galt mit über 30 für sie schon als „Schul-Opä“, wurde mit Gelächter empfangen, lachte aber schließlich mit. Was blieb mir auch anderes übrig?

Ein Jahr später – wieder Thailand auf meinem Reiseprogramm. „Jo“ – so hatte mich Snoopy vorgewarnt, „ich komme aus einer traditionellen Thai-Familie. Bei uns ist noch alles anders, ganz anders.“ Voll deuten – nein, das konnte ich diese „Vorwarnung“ noch nicht. Snoopy, die den Namen Snoopy von mir in England verpaßt bekommen hatte, trägt natürlich einen thailändischen Namen. Kompliziert, lang – für deutsche Zungen nicht aussprechbar. Papa war General der Leibwache des Königs, Mama aus einer schwerreichen Adelsfamilie. Aber Papa kannte die westliche Welt, hatte in den USA auf der Militär-Akademie studiert und – gegen den Widerstand von Mama – seinen drei Töchtern geraten: „Lernt einen Beruf. Die alten Zeiten gehen vorbei. Frauen werden irgendwann den

Männern gleichberechtigt sein. Auch bei uns.“ Snoopy und ihre beiden Schwestern beherzigten Papas Ratschläge – fanden ihren beruflichen Weg mit Erfolg.

Wenig erfolgreich war meine erste Snoopy-Einladung ins feine ORIENTAL-Hotel in Bangkok. Das Zögern Snoopys konnte ich nicht deuten, wir waren doch so locker und fröhlich zusammen in England. Aber Snoopy kam. Schön sah sie aus. Schwarze Thai-Seide als Kostüm, weiße Seiden-Bluse von JIM THOMPSON, dem besten Seidenhaus des Landes. Jim Thompson, Amerikaner, der sich als Ami-Soldat in Thailand verliebte, die thailändische Seiden-Kunst neu belebte und aus Freude an der Architektur schöne und alte Teakholz-Häuser traditioneller Bauart in Thailand vor dem Verfall rettete. Bei einem Ausflug in den Urwald Malaysias verschwand er für immer. Alle Nachforschungen des im Lande hoch angesehenen und beliebten Ausländers blieben ohne Ergebnis. Geblieben ist der Name JIM THOMPSON – und es vergeht kein Thailand-Besuch bei mir, bei dem nicht schon am ersten Tag ein Stündchen fürs JIM-THOMPSON-Haus in der Nähe meines Hotels abgezweigt wird. Der Duft im JIM-THOMPSON-Seidenhaus – allein dieser fein-süßliche, etwas herbe Duft – für mich ein besonders schönes Stückchen Thailand.

Snoopy – irgendwie spürte ich es – die fühlte sich – trotz Jim-Thompson-Kostüm und Jim-Thompson-Bluse nicht wohl. Dabei war der Blick vom ORIENTAL auf den direkt am Hotel vorbeifließenden Chao Phraya, den größten Fluß des Landes, an Schönheit kaum zu überbieten. Chao Phraya – auf deutsch übersetzt „König der Flüsse“.

Irgendwann bemerkte ich die Blicke. Ältere Thais und wohl auch einige der Kellner sahen wenig freundlich in unsere Richtung. Erst kapierte ich es nicht, plötzlich sah ich, wie aus Snoopys Augen einige Tränen kullerten. Thais zeigen ungern ihre inneren Gefühle. Schon gar nicht bei „Farangs“ – Ausländern. Dann flüsterte sie mir leider zu: „Du bist Farang, ich Thai. Die halten mich für eine Prostituierte. Welche anständige Thai-Frau geht schon mit einem

Farang ins ORIENTAL – und dann noch ohne Begleitung der Eltern?“ Ich winkte den Kellner heran, sagte nur kurz „zahlen“ und mein Racheplan an der Verlogenheit und doppelten Moral dieser „Gesellschaft“ stand fest in meinem Kopf.

Ich war gut befreundet mit einem thailändischen Senator. So „nebenbei“ lud ich ihn ein ins ORIENTAL. Er akzeptierte gern. Die Kellner sahen betreten zu Boden. Der damalige Polizeichef von Bangkok gehörte zu meinem Bekanntenkreis. Ich lud ihn ein ins ORIENTAL, gebe zu: Nicht seinetwegen allein. Es war wegen der Kellner und der verlogenen Thai-Moral, die selbst ein Mädchen aus „bester Familie“ zu einer Prostituierten degradierte, weil sie mit einem Farang ins Café vom ORIENTAL ging. Meinen größten Trumpf spielte ich Tage später aus. Den Namen nenne ich nicht – nur die Begebenheit. Schon damals waren meine Kontakte zum thailändischen Königshaus gut. Mit Polizei-Eskorte und einem weißen „Rolls“ fuhren wir vor. Ich sag nur so viel: Es gibt viele, viele Prinzessinnen in Thailand. Aber an meiner Seite saß eine, die im Land besonders beliebt ist. Ihr hatte ich wütend von meinen Erfahrungen mit Snoopy im ORIENTAL berichtet und ganz offen gesagt: „Die gleichen ‚vornehmen‘ Thai-Männer, die Snoopy und mich mit bösen und ‚moralischen‘ Blicken strafen – das sind doch die, denen die Puffs und Sklaven-Betriebe in Bangkok gehören.“ „Ich weiß“ – sagte die Prinzessin. „Sie haben recht. Ich bin Thai zu 100 Prozent – auch ich mißbillige diese Menschen und deren Moral mehr als Sie glauben.“ Der Vorschlag, demonstrativ und gemeinsam ins ORIENTAL zu fahren – der kam von ihr. Wir aßen Schwarzwälder Kirschtorte und tranken dazu Martini Bianco mit Eis und Zitrone. Eine Woche später „zwang“ ich Snoopy – mit Druck ihres Vaters – erneut mit mir ins Café des ORIENTAL zu gehen. Ich zog bewußt eine Gammel-Jeans an und ein ungebügeltes Hemd, Marke CAMEL. Snoopys Papa, den ich in alles eingeweiht hatte – der sagte seiner Tochter: „Kein Seidenkostüm von Jim Thompson. Du ziehst ein simples Baumwollkleid mit



einfachem Muster an.“ Dann steckte er selber den kleinen „Stander“ eines thailändischen Generals an seinen großen Militär-„Schlitten“, setzte sich mit Tochter und mir auf den Hintersitz und sagte zum Fahrer: „ORIENTAL.“ Er selbst – in der königlichen Uniform eines Generalmajors – im wenig freundlichen Befehlston, raunzte er dem Oberkellner zu: „Bitte, einen guten Tisch für mich, meine Tochter und unseren Freund aus Deutschland.“

Es dauerte drei volle Jahre, bis ich das Café des ORIENTAL wiedersah. Ich kam allein. Der Oberkellner hatte mich und meine spektakulären Besuche nicht vergessen. Er verbeugte sich tief und sagte mir auf Englisch – fast im Flüsterton: „Sir! Es tut mir leid. Die Sache von damals. Entschuldigen Sie vielmals. Wir wußten ja nicht

Mag sein, daß es nicht die größte Charakterstärke von mir war. Doch ich gebe offen zu. 1. Den Triumph habe ich innerlich zutiefst genossen. 2. Es war mir eine tiefe Genugtuung, die doppelbödige Moral von „Übermoralischen“ auf ungewöhnliche Weise zu enttarnen und zu demaskieren.

Snoopys Papa starb Anfang 2009 im Alter von 84 Jahren. Natürlich erwies ich ihm die letzte Ehre. Als ich die weißen Marmorstufen zum erhöht aufgestellten Sarg im buddhistischen Tempel emporging und dort eine Blume niederlegte, flüsterte ich ganz, ganz leise – so daß es keiner hören konnte: „Danke für damals im ORIENTAL.“ Snoopy sah, wie sich meine Lippen bewegten, und sagte zwei Tage später zu mir: „Jo, ich glaube, ich weiß, was du meinem Papa am Sarg gesagt hast. Wir Buddhisten haben jetzt 100 Tage Trauerzeit. Wenn die vorbei sind – dann gehen wir allein ins Café im ORIENTAL. Du weißt schon

Für „Verrückte“, für Genießer und ein „Plopp“ beim schwarzen Kellner

Wer den Preis zahlt – der muß schon ein wenig verrückt sein – und obendrein Geld wie Heu haben. Aber es gibt solche Menschen: Die zahlen, ohne mit der Wimper zu zucken, bis zu 45.000 Euro für eine Flasche Wein, Jahrgang 1945, 3 Liter Inhalt. Name: Jéroboam-Flasche 45er Mouton. Wie der Name verrät: Französischer Wein. Wie viele Flaschen es davon noch gibt: Betriebsgeheimnis. Lag es an einem guten Sommer im Jahr 1945, oder spielt die Freude über das Ende des II. Weltkrieges 1945 da mit eine Rolle? Tatsache: Der zweitteuerste Wein ist auch ein 45er. Er kostete stattliche 22.650 Euro bei einer Versteigerung von „Christie's“ in Los Angeles. Marke „Chateau Mouton Rothschild“.

An meinen ersten Wein kam ich billiger. Das war Ende der „Sechziger“ als junger Luftwaffensoldat im Frankenland – Lauda bei Taubertshausen an der Bahnstrecke zwischen Würzburg und Stuttgart. Soldat, 21 Jahre alt, 130 Mark Wehrsold – da war ich zufrieden mit einem Gläschen Frankenwein aus der „Winzergenossenschaft Beckstein“ – die gleich hinter einem Hügel unserer Kaserne lag. 90 Pfennig das Glas. Seit der Zeit ist meine Liebe zum Wein geblieben. Aber ich gebe zu: Meine Kenntnisse über Wein halten sich „sehr im Rahmen“.

Trotzdem – da gibt es einige schöne Erlebnisse mit Wein, von denen ich Ihnen gern erzähle:

Ich war eine Zeitlang verrückt auf Madeira-Wein. Auslöser war ein uraltes Foto von der englischen „Dick-Madam“ Königin Queen Victoria, seit 1840 verheiratet mit ihrem Cousin, dem deutschen Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha. Auf diesem Uralt-Foto fallen eigentlich nur drei Dinge auf: 1. Die – im doppelten Sinne – mächtige Königin. 2. Ein kleines, weißes Spitzen-Taschentüchlein – mit der rechten Hand zur Nase geführt. 3. Ihr kleines, aber weltberühmtes Krönchen auf dem königlichen Haupt, in

dem dutzendfach mehr Verstand steckte als in den Köpfen vieler Regierungschefs unserer Zeit.

Wenn ich in London zu tun habe – das Victoria-Krönchen – gut gesichert in der gepanzerten Schatzkammer des Tower an der Themse: Immer wieder sehe ich es mir an. Kleine Krone, große Geschichte.

Die Engländerin – der Deutsche. Eine lebenslange, tiefe Liebe, 9 Kinder. Als der deutsche Prinzgemahl nach nur 21 Ehejahren 1861 starb, zog sich die Königin für Jahre total aus dem öffentlichen Leben zurück, kleidete sich bis zum eigenen Tod nur in Trauergewänder. Das Tragen der mächtigen Staatskrone „Imperial State Crown“ lehnte sie ab. „Unziemlich das bunte Ding“ für eine trauernde Witwe, wie sie die Hofgesellschaft wissen ließ.

Hermelfell, 273 Perlen, 17 bunte Saphire, elf Smaragde, fünf Rubine, Farbenpracht wie bei einem Regenbogen. Wie ließ sich das mit der schwarzen Kleidung der Monarchin vereinbaren? Die Queen blieb beim „Nein“. Aus den 1187 Diamanten ihres Lieblings-Halsbandes aus Silber ließ sie sich ihr kleines Krönchen anfertigen. 1. Es war leichter als jede andere Krone. 2. „Schlichte“ Diamanten waren nach Meinung Victorias die einzigen Steine, die zu einer trauernden Witwe paßten. 3. Das kleine Krönchen war natürlich viel leichter. Beim Tragen keine Kopfschmerzen mehr. 4. Zur Trauerkleidung der Queen gehörte auch ein Kopftuch, das sie bis zu ihrem Tod in der Öffentlichkeit nie ablegte. Auf dem Kopftuch saß die kleine Krone sehr viel besser als eine schwere, verrutschte nie, ließ sich mit nicht sichtbaren Haarklammern gut am Schleier befestigen. Als Queen Victoria starb, hatte sie vorher angeordnet, daß „nur diese kleine Krone“ – und keine Staatskrone – auf dem Sarg liegen durfte. Erst 1937 kam das Krönchen der großen Regentin zur „Besichtigung fürs Volk“ in die Schatzkammer des Tower.

Aber zurück zum Taschentüchlein der Queen an ihrer Nase. Nase-Schneuzen? Falsch! Queen Victoria schnupperte an diesem weißen Spitzentüchlein. Kein Parfüm aus dem wenig geliebten Frankreich, sondern einige Tröpf-



Das berühmte Foto der großen Königin.

chen edlen Madeira-Weins. Daran zu riechen – das gefiel der Queen besser als Parfümgeruch. Geschichtsschreiber behaupten auch, daß sie nicht einen Schluck des golden schimmernden Madeiras getrunken hat. „Zum Trinken zu schade“ soll sie gesagt haben.

Wahrheit, Teilwahrheit oder Phantasie? In jedem Fall: Die Sache mit dem Madeira und der Queen hört sich gut an, geschildert in Dutzenden von Queen-Victoria-Biographien.

Es war nicht gut, daß ich diese Geschichte schon als junger Mann kannte. Denn als ich – nicht viel älter als 30 – auf Madeira war und da alten Madeira-Wein entdeckte – Jahrgang 1850, Jahrgang 1888 und Jahrgang 1917 – für eine akzeptable Summe kaufte ich die letzten 82 Flaschen auf. „Willy Brandt – Das Ende einer Legende“ mein erstes Buch bekam 19 Auflagen, verkaufte sich fast 300.000 Mal – und ich hatte eine Menge Geld verdient. Im Kopf die Idee: Der auf Madeira günstig erworbene Wein läßt sich – mit Echtheits-Zertifikat der Insel-Regierung – zum fünffachen Preis in Deutschland verkaufen. Ich brauchte Geld zur Finanzierung meiner politischen Ideen, wollte nicht ständig bei Unternehmern betteln wie es damals bei Politikern aus allen Parteien üblich war. Meine Madeira-Idee wurde ein Reinflall. Queen Victoria – ja, die konnte den Wert des Madeira-Weins schätzen.

Deutschland? Da gibt es viele, viele Kochrezepte für Soßen: „Und zum Schluß einen Schuß Madeira reingeben und umrühren.“ Degradierung des Madeira zum billigen Kochwein. Was deutsche Hausfrauen und Köche sich merken sollten: „Bei Soßen-Zubereitungen in England werden nie beim ‚Und-zum-Schluß-umrühren‘ billige Sorten Madeira benutzt, sondern meist sehr edle damit die Soße genauso gut schmeckt wie die zugegebenen feinen Tröpfchen.“ Zum deutschen Bild über „englische Küche“ paßt diese „Küchen-Weisheit“ so ganz und gar nicht. Aber sie stimmt.

Die „feinsten Tröpfchen“ meines Lebens – die fand ich im berühmten Berliner Kaufhaus KaDeWe. Am 27. März 1907

eröffnet. Fünf Etagen, 24.000 Quadratmeter Verkaufsfläche. Sortiment der Superlative. Der jüdische Kaufmann Hermann Tietz übernimmt es 1927, gliedert es in den nach ihm benannten Kaufhaus-Konzern HERTIE ein und macht es durch Umbau noch schöner, noch größer. Während der Zeit des Nationalsozialismus werden die rechtmäßigen – aber jüdischen – Eigentümer durch zurückgehaltene Bankkredite zum Verkauf gezwungen. Es folgt ein „arischer“ Geschäftsführer „Arisch“ mag sein, daß er das in den Denkschemen der braunen Machthaber war aber „guter Geschäftsmann“ das steht auf einem anderen Blatt. Nicht nur durch den Krieg allein gingen die Umsätze stark zurück. 1943 stürzt bei Bombenangriffen auf Berlin ein US-Flieger direkt ins KaDeWe. Das Kaufhaus brennt fast völlig aus. 1950 wird das KaDeWe zum Symbol des Neuanfangs nach dem Krieg. 180.000 Berliner feiern die Wiedereröffnung der beiden ersten Etagen am 3. Juli 1950. Kaufhaus des Westens. Der alte Name – mit Betonung auf Westen – hat plötzlich allein dadurch einen ganz anderen Klang. Die Ulbricht-Kommunisten haßten das KaDeWe aus ganzer Seele. Die LINKE von heute hat vergessen, daß es in „DDR“-Schlachterläden meist mehr weiße Kacheln an den Wänden gab als Fleisch in den Regalen. Bis heute ist diese „DDR“-Nostalgie für mich nicht nachvollziehbar mit all dem törichtesten Gerede von „sicheren Arbeitsplätzen“ und den „Vorteilen“ von Ganztags-Kindergärten, wo die Kinder schon gegen die eigenen Eltern aufgehetzt und mit einfach unanständigen Kinderbüchern politisch verhetzt wurden. Die sozialistischen „Kindeserzieher“ scheuten sich ja nicht einmal, die ihnen anvertrauten Kleinen als Spione gegen die eigenen Eltern einzusetzen: „Welches Sandmännchen seht ihr am Abend im Fernsehen? Das – wo die Uhr Punkte hat, oder das mit der Striche-Uhr?“ Striche beim Sandmännchen im verbotenen West-Fernsehen und Sandmännchen mit Punkte-Uhr im „DDR“-Fernsehen von Karl-Eduard von Schnitzler Das mit den Punkten und Strichen an den Uhren mag auch umgekehrt gewesen sein. Unerheblich. Aber

Kinder als Spione gegen die eigenen Eltern einzusetzen, das wird heute von fast allen „DDR“-Nostalgikern nicht erwähnt.

Zurück zur Weinabteilung des KaDeWe – und vorab das Stoßgebet „Lieber Gott, erhalte dieses wunderbare Kaufhaus“. Der alte Hermann Tietz – mit dem hätte es sicherlich keine KARSTADT- oder ARCANDOR-Probleme gegeben. Die Nazis hatten „den bösen Juden“ durch den Dreck gezogen, als „Vampir“ dargestellt. Die Wahrheit: Hermann Tietz war ein durch und durch sozialer Unternehmer, dem die Sicherheit der Arbeitsplätze und das persönliche Verhältnis zu seinen Mitarbeitern nicht weniger wichtig war als guter Umsatz und Gewinn.

Sie müssen mit Wein nichts „am Hut“ haben. Doch wer von der Weinabteilung des KaDeWe unberührt bleibt der ist ein Holzbock oder hat kaltes Fischblut in seinen Adern. Mehr als 3.400 (!) verschiedene Weinsorten. Ob Südafrika oder Rhein und Mosel, ob Neuseeland oder Südamerika, die Karibik oder Australien. Das einzige, was Sie nicht finden: Eiswein von der Antarktis. Einen Probierstand gibt es da. Kostenlos – und sagen wir es offen: „Zum Wein-Verführen“. Lassen Sie sich da gern einmal verführen, spielen Sie nicht die „fromme Helene“ aus Wilhelm Busch. Drücken Sie einmal ein Auge zu – und beruhigen Sie Gewissensbisse mit einem Blick in die Bibel. Die erlaubt Weingenuß. Charakteristisch dafür ist Jesus Sirach 31, Vers 25 ff: „Wie Lebenswasser ist der Wein dem Menschen, wenn er ihn trinkt mit Maß ... Zuviel Wein steigert den Zorn des Toren zu seinem Fall, er schwächt die Kraft und schlägt viele Wunden.“

Im Sakrament des Abendmahls bildet der Wein das Element für das BLUT CHRISTI. Der Wein steht für das Fest. „Er läßt den Menschen die Herrlichkeit der Schöpfung spüren“ las ich in übertriebener Form im Internet. Stoppen wir hier besser die Schilderung. Sonst nehmen „Schnaps-Nasen“ demnächst noch die Bibel als Begründung zum Saufen.

Wäre dies nicht eine Kurzgeschichte über Wein ich

könnte und möchte noch seitenweise weiterschreiben. Belassen wir es bei dieser abschließenden „Wein-Probe“: Das letzte deutsche Altenheim in Lüderitz, Namibia, einst Deutsch-Südwestafrika. Mein Herz hängt an diesem Altenheim und den dort lebenden Deutschen – nur noch vier an der Zahl. Ihre von den schwarzen SWAPO-Sozialisten als „soziale Gerechtigkeit“ eingeführte „Einheitsrente“ beträgt kaum mehr als 35 Euro pro Monat. Kosten für einen Altenheimplatz: Mehr als 200 Euro im Monat. Ohne unsere Hilfe säßen die alten Deutschen dort längst auf der Straße. „Einheitsrente – gleiche Rente für alle“ hört sich gut an zumindest für Leute ohne Verstand. Tatsache: Die dort lebenden Weißen haben zeitlebens Beiträge für ihre Rente eingezahlt. Von den Schwarzen so gut wie keiner. Aber „gleiche Rente für alle“. Eine eigenartige Form von „sozialer Gerechtigkeit“ auch in Deutschland immer häufiger zu hören. Die Dummen sterben ja nicht aus. Nach einem langen Besuch im Altenheim sitzen wir am Abend im Lüderitzer NEST-Hotel. Der Kellner reicht mir die Weinkarte, empfiehlt Wein aus Südafrika, dem Nachbarland. Es ärgert mich, daß ich im einstigen Deutsch-Südwest keine einzige deutsche Weinsorte auf der Karte finde. Ich liebe deutschen Wein – und übertreibe manchmal bewußt und vielleicht zu forsch: „Sauft euren Franzosen- und Italiener-Wein allein. Es gibt keinen besseren Wein als deutschen.“ Hört sich gut an – ein echter Weinkenner würde sich bei diesem Satz aber an die Stirn tippen. Nicht, daß deutscher Wein nicht wirklich ganz besonders gut ist und weltweit bei allen anderen Spitzenmarken mithält. Aber ich hätte diesmal ein wenig zurückhaltender sein sollen. Keine Ahnung von der Sorte, aber die Form der Flasche reizte mich. Bocksbeutel-Form. So wie im deutschen Frankenland. Die „Sechziger“ kamen wieder in meinen Kopf, Soldaten-Zeit, Frankenland, Bocksbeutel – auch Boxbeutel. Beide Schreibformen gibt es. In der EU ist diese Flasche seit 1989 nur für Frankenweine erlaubt abgesehen von Einzelausnahmen. Aber Box- oder Bocksbeutel in der felsigen Küste von Lüderitz Das Etikett



auf der Flasche verriet einen deutschen Winzer aus Südafrika. Das machte mir Mut – und ich bestellte: Servierter Weißwein sollte eine Temperatur von 8 bis 12 Grad haben. Hatte er. Der Kellner schenkte mir den ersten Schluck zur Probe ein. „Oh, Mann“, sagte ich „was für ein Tröpfchen.“ Wir leerten drei südafrikanische Bocksbeutel an diesem Abend. Mein Mitarbeiter Murat Temeltas und ich. Beim Rückflug verstaute wir – gepolstert in Unterwäsche, Socken und Oberhemden – noch zwei dieser Flaschen.

Ich bleibe dabei: Deutscher Wein ist großartig. Aber es gibt auch in anderen Ländern Weine Ei-jei-jei.

Sie müssen ja nicht gleich den Globus auf der Suche nach den besten Weinen umrunden. Aber einmal Weinabteilung im KaDeWe glauben Sie mir: Das lohnt sich.

Letzte „Weisheiten“ über Wein, die erlaubt sein müssen: Ausgerechnet das Land des verrückten Alkohol-Gegners Khomeini, Persien in dem Land stand die Wiege des ersten Weins der Menschheit. Schon im 6. Jahrtausend (!) vor Christus. Und Südafrika? Jan van Riebeeck hatte auf seinen langen Seereisen bemerkt, daß Wein länger haltbar ist als Wasser – und außerdem als Mittel gegen die Seefahrer-Mangel-Krankheit Skorbut gut wirkte. Jan van Riebeeck war es, der 1652 in der Nähe vom heutigen Kapstadt mit dem Anbau von Weinreben begann. Am 2. Februar 1659 wurde in Südafrika der erste Wein gekeltert. Das wußte ich nicht, als mit einem „Plopp“ im NEST-Hotel in der Lüderitz-Bucht von Namibia der schwarze Kellner das Bocksbeutel-Fläschchen vor meinen mißtrauischen Augen öffnete und ich nach dem ersten Schluck verückt dem schwarzen Kellner ganz einfach nur sagte: „Oh, Mann.“

Es stimmt nicht, daß die Deutschen „kinderfeindliche“ Menschen sind

Wir dürfen uns als Deutsche auch einmal selber auf die Schulter klopfen. Mir soll keiner mit dem Vorwurf kommen: „Die Deutschen sind kinderfeindlich.“ Blödsinn ist das.

1. Die älteren Deutschen wissen selber aus eigener Erfahrung, was Not bedeutet und die jüngere und mittlere Generation denen wurde von den Eltern oder Großeltern über „Not in Deutschland“ berichtet.

2. Wenn ich einen Bittbrief an die Förderer des Hilfsvereins „AKTION REISKORN e.V.“ versende, den ich als Chefreporter der HÖRZU 1983 – gemeinsam mit Max Schmeling – aus der Taufe gehoben habe und etwas über „Kinder in Not“ berichte, dann gibt es kaum jemanden, der sein Herz auf „kalt“ stellt und „Nein“ sagt. Beispiel dieser Brief, den Sie noch einmal lesen sollten. Danach ein wenig mehr.

Ich hab mich über den kleinen, spindeldürren Jungen – vielleicht 10 Jahre alt – geärgert. Er fraß wie ein Scheunendrescher alles in sich rein: Kekse, Würstchen, lettischen Speckkuchen, Schokolade und wieder von vorn. Schließlich stopfte er auch noch heimlich die gleichen Dinge in eine mitgebrachte Plastiktüte. Sie kennen ja meine offene Art. Ich hatte nur diesen Gedanken im Kopf: „Gleich muß der unverschämte Bengel alles ausspucken und dann haben wir die Sauerei auf dem Fußboden.“

Das alles spielte sich nach dem Gottesdienst ab. Jeden Sonntag, nach dem Gottesdienst in der von uns gebauten Soldaten-Versöhnungs-Kapelle mit dem großen Bernstein-Kreuz, werden die Gottesdienst-Besucher ins benachbarte Haus aus meinem lettischen Familienbesitz eingeladen. Inzwischen sind es bis zu 100 Personen. Alte Menschen, ganze Familien, Kinder. Die Kirche ist viel zu klein geworden. Viele stehen während des Gottesdienstes.

Ob die Leute kommen, um etwas vom lieben Gott zu hö-



Echte Kinderarmut – ohne Kommentar

ren – oder sich bei Siegerist „sattzufressen“ mir ist es egal. In jedem Fall bleibt bei den Menschen im Gottesdienst einiges in Köpfen und Herzen „backen“. Damit bin ich zufrieden. Trotzdem war ich über den „unverschämten“ Bengel verärgert und dachte im stillen: „Die Rotznase hat ganz einfach schlechte Manieren.“ Dazu die stille Hoffnung: „Dem wird gleich schlecht. Das ist die Strafe.“

Sandis Ratnieks, der junge Pfarrer unserer Kirche, konnte wohl meine Gedanken lesen. Jedenfalls nahm er mich zur Seite und sagte mir diese Sätze: „Joachim, der Junge kann sich nur einmal in der Woche sattessen. Und das ist hier bei Dir im Haus. Das Kind kommt aus einer Familie, die hungert – so wie die Deutschen nach dem Krieg. Er stopft sich voll, weil er mindestens zwei Tage das Glücksgefühl haben möchte, satt zu sein. Bitte, versteh das. Die Dinge, die er in die Tüte packt, die sind für seine Eltern und seinen kleinen Bruder. Die Eltern schämen sich aber, zu Dir zum Essen zu kommen, weil sie sich nicht als lettische Bettler bei dem Deutschen fühlen möchten.“

Nach dieser Privat-„Predigt“ für mich war mein Zorn auf den Jungen sofort verflogen – ich schämte mich ein wenig und stellte mir die Frage: „Wann hast du selber das letzte Mal in deinem Leben gehungert?“ Obwohl ich im Hungerjahr 1947 im damals eisigen Norddeutschland geboren wurde ich habe keine Erinnerung mehr an Hunger. Wahrscheinlich fehlte mir nur deswegen das Spontan-Verständnis für den lettischen „Rotzbengel“ wie ich ihn im stillen ärgerlich „getauft“ hatte.

Ein Kind, das sich nur einmal in der Woche sattessen kann – und dabei noch an seinen kleinen Bruder und die hungrigen Eltern denkt. Wer bekommt da keine „weichen Knie“?

Nach dem Gottesdienst „schnappte“ mich Inta Savicka, die Ortsbürgermeisterin. „Steig ein“ sagte sie, öffnete ihre Wagentür und fuhr mit mir in das nur vier Kilometer entfernt gelegene Altenheim, neben dem auch ein Jugend-Pensionat für 12 Kinder aus sozial schwachen Familien steht. 5 Tage in der Woche leben die 12 Kinder in



Echte Kinderarmut – ohne Kommentar

dem Heim. Die Eltern oft Alkoholiker, Schläger, Asoziale. Trotzdem soll der Kontakt der Kinder zu den Eltern bestehen bleiben. Deswegen sind sie am Wochenende immer bei den Eltern – aber 5 Tage im Pensionat. Ich war erst gegen dieses Konzept – habe aber gemerkt, daß es funktioniert und richtig ist. Hört sich vielleicht komisch an – aber glauben Sie mir es ist dauerhaft gut so. Meist reißen sich die Eltern am Wochenende zusammen, saufen nicht und unterdrücken Aggressionen. So kommt bei den Kindern kein Haß gegen die eigenen Eltern auf.

Meine gute Freundin, die Bürgermeisterin, legte mir die Karten sehr offen auf den Tisch: „Nach den Sommerferien haben wir kein Geld mehr für das Essen dieser 12 Kinder, Joachim. Der Staat gibt uns nichts mehr. Dann müssen die Kinder betteln gehen oder hungern. Bitte, hilf den Kindern, bitte die Freunde der AKTION REISKORN. Die älteren Deutschen wissen aus eigener Erfahrung, was Hunger bedeutet.“

Als wir im Pensionat ankamen, sahen mich die Kinder, sprangen an mir hoch wie immer. Ich habe eine besondere Schwäche für Kinder, alte Menschen und Tiere. Sind sie in Not ich kann überhaupt nicht „Nein“ sagen, selbst wenn ich mich häufig auch privat finanziell verausgabe und mehr gebe, als ich eigentlich geben kann.

Aber alles allein kann ich nicht schaffen. Deswegen heute mein Bittbrief an Sie. Das neue Schuljahr für die 12 Kinder beginnt im September 2009 und endet im Mai 2010. Pro Kind benötigen wir am Tag umgerechnet 2,50 Euro für anständiges und ausreichendes Essen. Pro Kind in 5 Tagen sind das 12,50 Euro, im Monat 50 Euro. Von September 2009 bis Mai 2010 insgesamt 5.400 Euro für alle 12 Kinder. Wenn jeder von uns ein ganz klein wenig mithilft – und wenn es nur mit 2,50 Euro ist – das wäre großartig.

Soweit mein Rundbrief, geschrieben Juni 2009. Resultat: Im lettischen Jugend-Pensionat muß niemand hungern. Die Förderer der AKTION REISKORN gaben nach diesem Brief Geld genug, daß sich die Kinder – was in Deutschland normal ist – sattessen können.



Echte Kinderarmut – ohne Kommentar

Ich weiß, daß ich mich bei einigen Leuten aus der Politik mit den folgenden Bemerkungen nicht beliebter mache – aber ich schreibe es trotzdem, weil ich davon überzeugt bin: In Deutschland müssen auch Kinder aus ärmeren Familien nicht hungern, wenn Papa und Mama ohne Job sind. Selbst volle Suppenküchen in deutschen Städten sind kein Beweis dafür. Ich habe mit Personal aus solchen Suppenküchen gesprochen. Fast alle haben mir bestätigt: „Bei vielen Arbeitslosen stärken solche Suppenküchen die Faulheit. Es ist ja bequem, nicht selber in der Küche zu stehen. Würden wir unseren Besuchern die Lebensmittel zum Selber-Kochen in die Hand drücken wir hätten über Nacht 70 Prozent weniger Suppenküchen-Besucher.“ Was Arbeitslosigkeit bedeutet, das weiß ich von meiner eigenen Mutter aus der Nachkriegszeit. Ich muß mich da nicht von „klugscheißenden Gutmenschen“ mit erhobenem Zeigefinger „aufklären“ lassen – aber wenn behauptet wird, daß Kinder von arbeitslosen deutschen Familien hungrig zur Schule gehen müssen dann stimme ich ausnahmsweise Thilo Sarrazin zu, einem der wenigen noch mutigen SPD-Männer. Einst Finanzsenator in Berlin, jetzt ins Bankenfach gewechselt. Der sagte es sinngemäß so: „Für teure Fernsehapparate und kistenweise Bier ist Geld da, auch bei Sozialhilfe-Empfängern aber deren Kinder müssen hungern? Da stimmt doch irgendetwas nicht.“

Da gibt es viele, die über „Kinderelend“ in Deutschland jammern. Das ist Jammerei auf hohem Niveau. Kinderarmut in der Welt – die sieht anders aus. Darüber kann ich aus eigenem Erleben Bücher füllen.

Schauen Sie sich die vorhergehenden Seiten an. Jedes Bild spricht für sich. Fotos aus Thailand. Nicht aus alten Archiven „vergangener“ Zeiten – nein: Von mir selbst gemachte Fotos von „Bettelkindern“ auf den Straßen Bangkoks.

Und hier lesen Sie die ganze Wahrheit über die Bettelkinder auf Bangkoks Straßen

Es stimmt: Viele Kinder auf der Welt hungern, verhungern. Ersparen wir uns die Statistik. Oft genug zitiert. Statistiken ändern nicht das Elend der Welt. Ungeschminkte Wahrheit über Kinderelend bewegt die Köpfe, Herzen und Seelen der Menschen mehr als die Aussage: „In diesem Jahr starben weltweit wieder so und so viele Kinder an Hunger.“ Traurig, sehr traurig. Aber wir wissen es. Was Sie nicht wissen – das ist die Wahrheit über die Fotos mit den Bettel-Kindern, die Sie sich eben auf den vorangegangenen Seiten angesehen haben.

Solche Bettel-Kinder können Sie sich in Thailand regelrecht kaufen oder gegen Gebühr „ausleihen“. Es gibt Häuser in Bangkok, in denen Kinder wie in Gefängnissen leben. Flüchtlingskinder aus Kambodscha, Birma, manchmal aus Laos. Die Thais selber reden schnell davon, daß es meist keine bettelnden Thai-Kinder sind, die da auf den Straßen sind. Aber erstens ist das gelogen, weil auch reiche Thais mit dem Handel von Thai-Bettel-Kindern Geld verdienen, und zweitens: Wird die Situation der betroffenen Kinder besser dadurch, daß es „nur“ Kinder aus dem benachbarten Ausland sind?

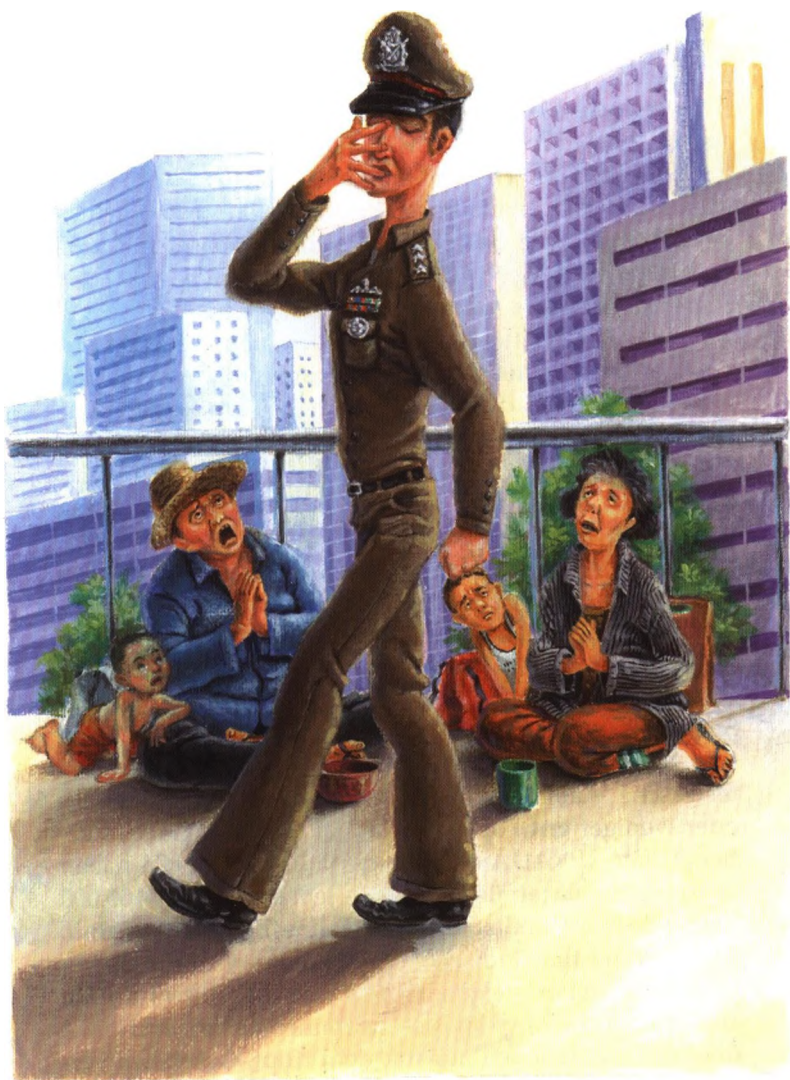
Besonders viel Geld bringen im „Arm der Mutter schlafende“ Kinder. Sie können bei solchen Elends-Bildern fast immer sicher sein: Es ist nicht die Mutter, sondern eine Frau, die das Kind aus dem „Kinderhaus“ gekauft oder gegen Gebühr „ausgeliehen“ hat. Und die „schlafenden“ Kinder schlafen auch nicht – sie sind lediglich mit starken Schlafmitteln – auch Opiaten – „betäubt“. Dieser Betäubungszustand ist so stark, daß er Stunden anhalten kann.

Sie müssen nicht bis Thailand fliegen, um solche Bilder zu sehen. Bleiben Sie in der Europäischen Gemeinschaft. Rumänien. Dort werden – meist – Zigeunerkinder zum Betteln „abgerichtet“. Bringen sie nicht genügend Geld

zusammen es gehört zur Bestrafung, daß diese Kinder mit den Füßen an der Decke festgebunden und dann mit Fahrradschläuchen windelweich geprügelt werden. Sex mit Kindern – gut, daß sich die Öffentlichkeit darüber empört. Die Mißhandlung von Zigeunerkindern durch Zigeuner in Europa. Die „Menschlichkeit“ der „politischen Korrektheit“ ist es, die solche Schrecklichkeiten in den Medien unterdrückt. Motto: Es darf nicht wahr sein was wahr ist.

Die „politisch Korrekten“ beschimpfen mich als „Rassisten“, weil ich über solche Schändlichkeiten berichte. Aber im Gegensatz zu den „politisch Korrekten“: Ich habe solche mißhandelten Kinder in meinen eigenen vier Wänden aufgenommen, häufig genug die ärztlichen Behandlungskosten, Operationen, Schul- und Berufsausbildungen gezahlt. Viele, viele Freunde der AKTION REISKORN – aber auch der Konservativen – haben mir dabei geholfen. Auch das sage ich häufig, bewußt und gern: Im Gegensatz zu den meisten „politisch Korrekten“ lebe ich nicht von dieser Arbeit, bekomme keine staatlichen Mittel und beziehe weder bei AKTION REISKORN noch bei den Konservativen Honorar oder Gehalt. Meine Arbeit verrichte ich seit vielen Jahren ehrenamtlich und nicht nur das: Ich lasse auch die eigene Briefftasche nicht geschlossen, wenn „Not am Mann“ oder „Not am Kind“ ist. Warum soll ich das „bescheiden“ verschweigen?

Es sind ja nicht nur die Linken, die mir immer wieder vorwerfen, daß ich „für alle möglichen Dinge“ um Hilfe bitte. Das ist richtig. Das ist gut. Das werde ich bis an mein Lebensende weitermachen. Denn „ganz zum Schluß“, wenn ich mein Gesicht und mein ganzes Leben noch einmal im Spiegel zu betrachten habe dann ist es mir wichtiger, daß „der da oben“ sagt „Du hast viele Dinge in deinem Leben nicht richtig gemacht – aber dafür auch sehr, sehr viele gut, und du hast nicht für dich allein gelebt, warst auch für andere Menschen da.“ Solch ein Satz ist mir wichtiger als die über mich im Internet veröffentlichten Siegerist-Beschimpfungen der Linken.



Korrumpierte Polizei in Bangkok – Augen zu bei Bettelkindern

Die angeblich so „sozialen“ und „menschlich denkenden Linken“ auch darüber könnte ich ganze Buchbände füllen. Die Arbeit von AKTION REISKOKRN e.V. begann in Thailand. Daher der Name. Thailand und die Not der thailändischen Kinder – das alles hat einen festen Platz in meinem Herzen. Auch dieses Buch ist in vier harten Arbeitswochen – aber ungestört von Telefonaten und Besuchen – wieder einmal in Thailand geschrieben und illustriert worden. Ich liebe die Thais. Aber was ich an der Mentalität der thailändisch-buddhistischen Welt nicht einmal im Ansatz begreifen kann und auch niemals akzeptieren werde:

Viele Kinder dort werden auf schändliche Weise mißbraucht. Zum Betteln, zur sexuellen Befriedigung perverser Menschen aus dem eigenen Land und dem Ausland – oder werden in düsteren Hinterhof-Fabriken nach wie vor als Arbeitssklaven zu kranken Menschen geschunden. Man hat sich „dran gewöhnt“.

Schnell und sehr rigoros ging die thailändische Regierung vor, als die Amis im Februar 2009 Thailand vor die Alternative stellte: „Entweder verschwinden die Raubkopien endlich von euren Straßen – oder es dürfen keine thailändischen Waren mehr in die USA eingeführt werden.“

Es hat mich „einen Dreck“ gestört, wenn auf Thailands Straßen nachgemachte Rolex für kleine Wichtigtuer zum Spottpreis verkauft wurden, und die auf Plastikhintern von Modepuppen angebotene Calvin-Klein-Kopien-Unterwäsche – auch die ließ mich kalt. Die gut kopierten oder weniger gut kopierten Edelmarken von Gucci, Cartier, Tiffany, PRADA oder Louis Vuitton die haben mich bestenfalls amüsiert. Davon lebten mehr als 100.000 thailändische Familien, die jetzt ohne Einkommen sind. Die Zahl der thailändischen Bettelkinder wird durch den US-Druck weiter steigen. Über Deutsche, die so dumm sind, für solche Marken Riesensummen auszugeben über die schüttelte ich nur mit dem Kopf. Gesetzlich verbotene „Raubkopien“ hin, gesetzlich verbotene „Raubkopien“ her.



Korrupte Polizei – hartes Vorgehen bei starker „Lobby“

Was mich traurig und wütend zugleich macht: Die kopierten Edel-Marken – die verschwanden von Thailands Straßen über Nacht. Die Original-Kinder des Landes deren „Lobby“ war schwächer. Diese armen Menschlein werden wohl noch Jahrzehnte weiter nichts anderes sein als Bettel-Maschinen und Sex-Lustobjekte für Dreck-Ferkel, die sich psychiatrisch behandeln lassen sollten. Warum sagen das so wenige Journalisten? Ich bin doch nicht der einzige, der es weiß

Schämen sollte ich mich – die Sache mit dem „Blinden“

Anständig war das nicht von mir – auch nicht sonderlich originell. Doch ich gebe zu: Selten habe ich mit spitzbübischer Freude so viel gelacht wie an diesem Tag und mit mir die ganze Büro-Mannschaft. Das kam so:

Wir haben einen erstklassigen Farb-Kopierer. Unsere Arbeitsräume sind schäbig, weil ich gegen kostenaufwendige Büros bin – aber die im Büro stehenden Maschinen – die sind so gut, daß wir innerhalb eines Tages ohne Probleme mehr als 100.000 Briefe falten, einkuvertieren, frankieren und versenden können. Starke Waffe für schnelle Einsätze in Wahlkämpfen. Technisch kann unser kleines „Gammel“-Büro es mit jedem größeren Parteiapparat – egal ob CDU oder SPD – aufnehmen. Paradestück aller Maschinen ist ein Hochleistungs-Kopierer. Der druckt sogar in Farbe Broschüren, heftet, faltet und sortiert „alles in einem“.

Und und jetzt die Gemeinheit. Dieser Parade-Kopierer, auf den ich so stolz bin, der druckt auch Geldscheine wenn man wollte. Klar – zu erkennen als „Blüte“. Aber nur auf den zweiten Blick. Einmal ausprobieren – doch kein Ärger mit dem Gesetz. Ein echter Hunderter in den Kopierer – dazu aber die große Zeile K O P I E .

Den Geldschein legten wir direkt vor unserem Büro aufs Pflaster der Hamburger Beethovenstraße 60. Auf den Schein – so, daß die Zeile K O P I E nicht gleich zu lesen war einen dampfenden „Hundehaufen“. Silvester-Scherzartikel. Plastik. Braun gefärbt. Eine winzige Nebel-Tablette im Inneren. Die macht den Dampf und kokelt vor sich hin.

Die Reaktionen der Passanten hätten Sie erleben und die Gesichter sehen müssen. Das war filmreif für die Fernseh-Serie „Verstehen Sie Spaß?“. Ein etwa 10jähriger Junge – auf dem Weg zum Fußballplatz – der blieb als erster stehen. Mit seinem rechten ADIDAS-Fußballschuh tippte er ganz,

ganz vorsichtig an den dampfenden Haufen. Resultat: Die im Inneren des „Hundedrecks“ versteckte Dampf-Tablette wurde aktiviert und dampfte noch stärker. Der kleine Kerl drehte sich angewidert um, drückte seinen schwarz-weißen Fußball fest unter den rechten Arm und schimpfte laut vernehmlich einfach nur: „Äh, igitt, Schweinerei“ und ging weiter. Sogar „feine Herrschaften“ kamen in Versuchung. Einige umrundeten den Haufen mit großen Augen und dem Gedanken im Kopf: „Soll ich, soll ich nicht?“ Aber „die Leute“. Es hätten ja welche hinter den Gardinen stehen können und welcher feine Mensch bückt sich nach einem Hunderter unter Hundedreck?

Ein türkischer Straßenfeger fegte fleißig. Für einen Moment bekam ich ein schlechtes Gewissen. Ein netter Kerl, den ich sonst immer besonders freundlich mit „Guten Morgen“ begrüße. Den Hundehaufen, den sah er aber umrundete ihn mit seinem stabilen Besen elegant – murmelte etwas in den Bart. Vielleicht so was ähnliches wie: „Das ist nicht mein Job. Außerdem: Was soll ich mit einem Hunderter, der nach Hundekacke stinkt?“

Patrick und Pasqual – Zwillinge, die eine Etage über unserem Büro wohnen. Heute 16, damals 8. Patrick wollte sich bücken – aber Pasqual fauchte ihn an: „Du Sau, du.“ Dann gingen sie zur Schule. Ohne Hunderter. Nur einmal noch – da sah sich Patrick ein wenig wehmütig um. So viel Taschengeld auf einmal und von seinen Großeltern hatte er sicherlich schon einmal den Satz gehört: „Geld stinkt nicht.“ Der Haufen dampfte weiter.

Und dann – ja und dann. Dann kam alles anders, als wir miesen Gesellen mit unserer Schadenfreude – hinter dem Bürofenster als Aussichtsplattform – uns das gedacht hatten. In der Nähe unseres Büros – dicht an der U-Bahn-Station – da sitzt oft ein blinder Bettler. Rumäne, Zigeuner wenn ich das noch sagen darf, ohne gleich wieder als „Rassist“ oder „Volksverhetzer“ beschimpft zu werden. Der blinde Bettler mit weißem Handstock und dunkler Brille. Flott zu Fuß und Stock beim Laufen mehr Spazierstock als tastender Blindenstock. Der blinde



Bettler, der sah den dampfenden Hundehaufen sofort und zögerte nicht lange. Das war wie auf dem Fußballplatz: Ein gut gezielter Schuß – und „kick“ der Hundehaufen landete punktgenau auf dem Kanaldeckel am Straßenrand. Kurz gebückt, Hunderter geschnappt – und weg wie ein geölter Blitz. Ich riß noch die Bürotür auf, wollte hinterherbrüllen: „Haltet den Dieb.“ Aber vor Lachen bekam ich kein Wort mehr raus.

Wie schnell ein Hunderter doch diesen Blinden wieder sehend gemacht hat. Komisch – am nächsten Tag saß der „Blinde“ nicht mehr in der Nähe der U-Bahn-Station. Revier-Wechsel. Aber zwei Tage später – da „pappte“ mit TESA an unserer Panzerglas-Eingangstür der gute, alte Hunderter mit der großen Zeile K O P I E. Darunter auch das Wort P O R C. Rumänisch – und das heißt „Schwein“. Keiner von uns fühlte sich deswegen beleidigt.

Nein – anständig war es wirklich nicht, so die Qualität unseres Kopierers zu demonstrieren. Aber gelacht – gelacht haben wir noch Tage danach.

Das „Hausschwein“ aus Hamburg und die Strand-Massage in Thailand

„Ungeschminkt sehe ich aus wie ein Hausschwein“ sagte sie mir, lachte mich fröhlich an, krümmte ihren Zeigefinger zum Halbkreis, hielt ihn an ihren mit enger Jeans eingezwängten „Allerwertesten“, grunzte dabei wie ein kleines Ferkelchen und setzte noch einmal nach: „So würde ich mit Schweine-Kringelschwänzchen aussehen.“ Chef-Sekretärin in „meinem“ AXEL-SPRINGER-VERLAG. Warum sie sich auf so krasse Weise „offenbarte“ – ich kann es bis heute nicht nachvollziehen.

Damen-Schönheitssalon in der Nähe des Hamburger Jungfernstiegs. Eine große Schaufensterscheibe ohne Gardine. Dahinter – für jeden vorbeigehenden Passanten sichtbar – Frauen mit schmiereriger „Matsche“ im Gesicht, Gurken- und Quark-Masken, Cremes und Puderschichten aller Farben. „Komisch“, dachte ich nur, „daß die sich so zeigen mögen, nicht lieber in einer Kabine sitzen“ und neugierig gaffte ich im Vorbeigehen wohl doch etwas zu deutlich in den „Salon“. Eine dieser Schönheiten mit Quark und Gurken im Gesicht, die nur noch die Augen freihielten, winkte mir zu – ich zurück. „Verrücktes Huhn“ murmelte ich mir in den Bart. Wie sollte ich ahnen, wer da mir und wem ich zugewunken hatte?

„Die im Schönheitssalon vorhin, die gewunken hat – das war ich“ klärte sie mich nach dem Zeigefinger mit Schweine-Kringelschwänzchen auf Sie hätte es besser nicht machen sollen. Den Namen „Hausschwein“ hatte sie damit weg. Leiden konnte ich das verrückte Frauenzimmer sowieso nicht, weil sie mich mehrfach ermahnt hatte: „Herr Siegerist – auch Sie müssen beim Chef Ihre Besuche anmelden – und das geht nur über mich.“ „Halt’s Maul“, dachte ich nur, ging immer an ihr vorbei, um vom Chef mit dem Satz begrüßt zu werden: „Hör nicht auf das bekloppte Weib. Sie kennen doch die Geltungssucht von Vorzimmer-Damen, die sich gern hofieren lassen und

ihre Rolle ausspielen.“ Der Chef vom „Hausschwein“ und mir lebt längst nicht mehr. Hin und wieder treffe ich am Hamburger Hofweg aber noch das „Hausschwein“ – und dann gehen wir friedlich ins Café Boyens, wo wir bei grünem Tee und Himbeertorte über „alte Zeiten“ plaudern. Sehe ich ihr dann ins Gesicht: Nein, Ähnlichkeit mit einem Hausschwein hat sie nicht nur ihr Schmatzen beim Torten-Essen das erinnert mich immer wieder an ihren selbstverpaßten Spitznamen, den ich mieser Geselle aus Rache für ihre Wichtigtuerei nur allzu gern weiterverbreitete. Natürlich hatte kein anderer im Verlag die Courage, sie mit „Guten Tag, Frau Hausschwein“ anzureden. Unterschätzen Sie nicht die Macht von Vorzimmer-Drachen. Doch hinter vorgehaltener Hand den Namen hatte sie weg bis zu ihrer Pensionierung.

In Bangkok wurde ich im vergangenen Jahr selber einmal Augenzeuge, wie sich ein „Hausschwein“ im Massage-Salon SAWASDEE in eine weibliche Schönheit verwandelte. Die Prozedur volle zwei Stunden! Chinesin, etwa 30 Jahre alt, Chefin und auf der Firmen-Kasse sitzendes „Schloß-Ungeheuer“, verliebt in sich selbst. Das zeigte sie so: Ich bin Stammgast im Salon für thailändisch-traditionelle Massage im SAWASDEE Massagesalon an der „Silom Road“ in Bangkok mit „top“-ausgebildetem Personal, alle 16 Angestellten trainiert im berühmtesten Massage-Tempel der Welt, dem „Wat Pho“ (Wat heißt Tempel, Pho der Name des Baumes mit riesigen Blättern, unter denen Buddha meditierte), nicht weit entfernt vom goldenen Tempel mit dem National-Heiligtum des Landes, dem Smaragd-Buddha. Heißt „Smaragd“ – ist aber Jade. Fuß-Massage, Kopf-Massage, Nacken-Massage. Ich nutze das bei Thailand-Aufenthalten ausgiebig, bin dann monatelang befreit von quälenden Kopfschmerzen, die ich mir durch Rückenwirbel-Verletzungen bei einem Bergunfall zugezogen habe. Diese thailändischen Massagen, die mit deutschen Massagen so gar nichts gemeinsam haben darauf schwör' ich mehr als auf jedes Kopfschmerzmit-

tel der Welt. Die Kundschaft gemischt: Männlein, Weiblein, alle Nationen – und jeder liegt in einem hellblauen, gut gepolsterten Ledersessel, die Füße auf einem gleich hohen Hocker, vor dem der Masseur oder die Masseuse sitzt. Ratschlag am Rande: Nehmen Sie immer eine Masseuse oder einen Masseur mit rundlichen „Wurst-Fingern“, keine schlanken Thai-Hände. Die „Wurst-Finger“ verursachen keine blauen Flecken, sind bei der Massage sehr viel angenehmer als drückende Knochen von überschlanken Thai-Händchen, die zwar schöner anzusehen sind aber die Massage vermiesen können. Vor dieser langen Reihe der blauen Massagesessel eine Spiegelwand. „Schloß-Ungeheuer“-Chefin flaniert in nur einer Stunde dutzendfach an dieser Spiegelwand vorbei, bleibt immer für einen Moment stehen, sieht sich selbstverliebt im Spiegel an, dreht sich so, daß sie ihren eigenen Hintern betrachten kann, streicht selber einmal drüber und geht dann zufrieden lächelnd zurück zur Kasse, kassiert für eine volle Stunde „1-A-Massage“ ganze 250 Baht Landeswährung, nicht viel mehr als umgerechnet etwa 6 Euro. Den genauen Deutschland-Preis habe ich vergessen: Aber ich glaube, für 25 Minuten Kranken-Massage mußte ich in Hamburg jahrelang 45 Euro berappen. Deutsche Krankenkassen würden über thailändische Medizinkosten jubeln. Liegesessel, Spiegelwand – dazwischen vielleicht ein Meter Platz. Direkt vor mir baute „Schloß-Ungeheuer“ alles auf: Hockerchen, zwei Tischlein mit verschiedenen Handspiegeln, die vergrößern; Dutzende von Lippenstiften aller Farben, Schmink-Töpfchen, angerührte Schönheits-Essenzen, Pinselchen, Scheren, Kämme was noch alles? Die vollen, schwarzen Haare straff mit einem Gummi-Haarband nach hinten gerissen und dann ging's los: Glauben Sie mir zumindest soviel: Diese Chinesin war eine Künstlerin des Schmink-Fachs. Mein „Hausschwein“ in Hamburg wäre Stammkundin bei ihr, wenn der SAWASDEE-Salon am Jungfernstieg wäre und nicht in der Silom Road von Bangkok.

Hautreinigen mit heißen Tüchern, Dampf aus einem Haarfön-ähnlichen Püster, Puder, Cremes, Augenbrauen-Zupfen, Lippen-Nachziehen nein, die weiblichen Leser können von mir hier keine Schönheits-Geheimrezepte erfahren. Selbst bei genauester journalistischer Beobachtungsgabe – das übersteigt die Auffassungsgabe eines Mannes, vermutlich eines jeden Mannes auf der ganzen Welt. Volle zwei Stunden dauerte die Schönheits-Kur ich hatte meine Fußmassage schon durch eine weitere Kopfmassage verlängern lassen, weil ich unbedingt das Ende der Prozedur erleben wollte. Wenn ich am Heiligabend meinen Weihnachtsbaum geschmückt habe – ich stehe glücklich lächelnd davor, klopfe mir selber auf die Schulter und sage Jahr für Jahr für mich selbst den sich seit „Ewigkeiten“ wiederholenden Satz: „Das ist der schönste Weihnachtsbaum der Welt.“ Mit gleichem Gesichtsausdruck stand der chinesische Hausdrache vom SAWAS-DEE nun vor dem Spiegel. Ich wartete nur darauf, daß sie mit dem leicht lila eingefärbten Lippenstift ihrem eigenen Spiegelbild einen fetten und färbenden „Schmatzer“ aufdrückte. „Schminken hat bei Chinesen Tradition“ wurde ich später in Deutschland aufgeklärt und stöberte in Büchern, in denen über diese alte Kunst der Chinesen berichtet wurde. Nur so viel aus den Zentnern dieser Bücher: „Laut historischen Dokumenten legten die Frauen der Tang-Dynastie Make-up in sieben Schritten auf: 1. Pudern des Gesichtes. 2. Auftragen von Rouge auf die Wangen. 3. Auftragen goldener Farbe auf die Stirn. 4. Nachziehen der Augenbrauen. 5. Röten der Lippen. 6. Auftragen eines Punktes auf die Wangen. 7. Aufkleben von Blumenmustern.“

In der chinesischen Oper noch heute üblich – zusätzlich goldene Muster auf der Stirn.

Unter Mao war Schminken „dekadent“. Umerziehungslager drohte – „Besserungslager“. Trotz Mao und seiner Kultur-Barbaren wie schafften es die chinesischen Frauen nur? Ihre mehr als 2.000 Jahre alte Schminkkunst

retteten sie selbst über die schlimmste Zeit des chinesischen Kommunismus.

Übrigens: Schieben wir das Schminken – mit welchen Gedanken auch immer – nicht auf die Chinesen allein ab. Normalerweise sind statistische Zahlen meist langweilig. Diese nicht: In Deutschland wurden 2007 allein 287 Tonnen Parfüm verbraucht, 4.309 Tonnen „Duftwässer“, 1.370 Tonnen Schminkmittel für Augen, 3.170 Tonnen Lippenstifte aller Farbschattierungen, 99.400 Tonnen „Duschbäder“, 135.110 Tonnen Haarwaschmittel, 55.080 Tonnen Haarpflegemittel und so weiter.

Als bei den alten Chinesen ein hoher Hofbeamter dabei erwischt wurde, wie er seiner Frau beim Schminken der Lidstriche half – da gab es fast eine Staatskrise. Der Kaiser schaltete sich ein. Männer und Schminke. Tabu im alten China. Welcher deutsche Mann fühlt sich heute „unmännlich“, wenn er gut duftendes Rasierwasser, Gesichtscreme oder ein Herren-Parfüm benutzt? Auf mein FAHRENHEIT von Christian Dior lasse ich nichts kommen.

SAWASDEE – nein, solche Massage-Erinnerungen sind nicht zu überbieten. Weniger schön sind meine Gedanken an Beobachtungen und Erfahrungen mit Thai-Massage an einem November auf Phuket, der thailändischen Halbinsel im Süden des Landes. Keine im „Wat Pho“ ausgebildeten Masseusen. Übliche Strand-Massagen auf einer Plastik-Liege, über die ein langes Handtuch gelegt wird. Dicke Mamas mit den anfangs gepriesenen Wurstfingern sind es meist, die für 250 Baht lautstark den Touristen ihre Strandmassagen anbieten. Doch was nutzen Wurstfinger bei der Massage, wenn das gut duftende Massageöl mit dem die Haut zerkratzenden Strand-Sand gemischt ist und die Masseuse wie eine indische Göttin mit sieben Armen zu gleicher Zeit nach Moskitos in der Luft greift? Nach Moskitos auf meinem Rücken und Hintern klatscht, dann wieder massiert, ununterbrochen mit entschuldigender Stimme jammert: „Mohito, Mohito“ was soviel heißt wie „Moskitos“. Allein der Name macht mir Angst. Jahr für Jahr sterben an der von Moskitos übertragenen Mala-

ria rund 2,7 Millionen Menschen. Sagt das Robert-Koch-Institut in Berlin. Dazu 500 Millionen Neuerkrankungen. Bei angeblich die Menschheit bedrohender „Schweine-Grippe“ geraten wir in Panik. 2,7 Millionen Malaria-Tote pro Jahr daran haben wir uns gewöhnt. Bis heute gibt es gegen die Malaria keinen sicheren Impfschutz.

„Mohito – Mohito“ – die Masseusen-Mama mit den in der Luft fuchtelnden Armen, die immer wieder auf mir deftig „Klatsch“ machten, die sollten Fernreisende daran erinnern: Malaria bringt mehr Menschen um als die hysterisch hochgeputzte „Schweine-Grippe“. Nur 10 Prozent aller deutschen Touristen, bei denen Malaria festgestellt wird – nur 10 Prozent (!) hatten sich vor Antritt ihrer Urlaubsreise mit Malaria-Mitteln eingedeckt. Die verhindern zwar nicht die „Malaria total“, wohl aber den tödlichen Verlauf.

Die Linken schimpfen auf die „Reichen“, die „Reichensteuer“ war wesentlicher Teil ihres Wahlkampf-Programms im hinter uns liegenden Bundestagswahlkampf 2009. Meine „Mohito“-Masseuse die hat durch ihr Geklatsche auf meinem Rücken möglicherweise Malaria bei mir verhindert. Heute bin ich ihr dankbar. Aber sollten wir nicht hin und wieder auch reichen Menschen dankbar sein, die ihren Reichtum nicht nur egoistisch genießen, sondern damit auch ein ganz klein wenig die Welt verbessern, oft sogar zuverlässiger als Politiker und Ideologen? Bill Gates, vermutlich der reichste Mann der Welt – zumindest einer der Reichsten – der war es, der zur Förderung der Malaria-Forschung Ende 2005 2.588,3 Millionen US-Dollar für die Entwicklung von Malaria-Medikamenten „spendierte“. Ich bin kein Freund des CDU-Linken Norbert Blüm. Seinem Interview vom 7. Oktober 2003 in der „SÜDDEUTSCHEN“ stimme ich zu: „Die Pharmaindustrie gibt weltweit doppelt soviel Forschungsmittel im Kampf gegen Haarausfall und Erektionsschwächen aus wie gegen Malaria, Gelbfieber und Bilharziose. Das ist marktwirtschaftlich konsequent, denn die Kunden mit Erektionsschwä-



chen und Haarausfall haben in der Regel mehr Kaufkraft als Malaria- und Gelbfieberkranke.“

Was Norbert Blüm nicht sagte: Ich bin sicher, daß die Pharma-Forscher sich bald besinnen müssen. Denn ein wärmeres Klima und die Ferntouristen früher oder später sorgen beide dafür, daß sich die Malaria-Mücke auch in Europa wieder sehr wohl fühlen wird.

Vielleicht kommen dann Wurstfinger, Schmirgelpapier-Massage und der Schreckensruf der Strand-Masseuse mit den sieben Armen der indischen Göttin wieder in Erinnerung: „Mohito, Mohito.“

Wer kennt die Antwort: Warum duften Rosen denn nicht mehr nach Rosen?

Ich laß es mir nicht ausreden: Es gibt immer weniger Rosen, die nach Rosen duften.

Vermutlich stimmen Sie mir zu. Es ist doch bei jedem von uns gleich: Wir sehen auf dem Blumenmarkt oder im Blumengeschäft Rosen in wunderbaren Farben, stecken die Nase rein, schnuppern meist Fehlanzeige und enttäushtes Gesicht. Die Rose duftet nicht.

Früher – da haben die meisten Rosen noch herrlich geduftet. Es gab sogar Rosen mit duftenden grünen Blättern. Liebesgedichte sind über duftende Rosen geschrieben worden. Ein weiches Herz bekommt jeder, der alte Geschichten über Rosen liest. Die rote Farbe der Rose – so ist in alten Legenden zu finden – die ist auf das Blut der Nachtigall zurückzuführen. Der kleine graue Vogel mit der goldenen Stimme hatte sich in eine weiße Rose verliebt, zu stürmisch umarmt. Aus – der Nachtigallen-Gesang. Aber das rote Blut der Nachtigallen-Liebe färbte die weiße Rose blutrot. Gottesmutter Maria. Beiname: „Rose ohne Dornen“. Seit dem 11. Jahrhundert verleiht der Papst die „Goldene Rose“ als hohe Auszeichnung der katholischen Kirche. Wenig freundlich setzte der Islam Rosen ein – im Kampf gegen die „Ungläubigen“. Nach der Eroberung Jerusalems 1187 ließ Saladin den Felsendom durch duftendes Rosenwasser vom christlichen Glauben „säubern“. Ich erinnere mich noch daran, wie lange ich eine Flasche mit Rosenwasser im Wohnzimmerschrank aufbewahrte, die ich bei einem Besuch auf der tunesischen Ferieninsel Djerba, Anfang der „Siebziger“, gekauft hatte. Dieser Geruch

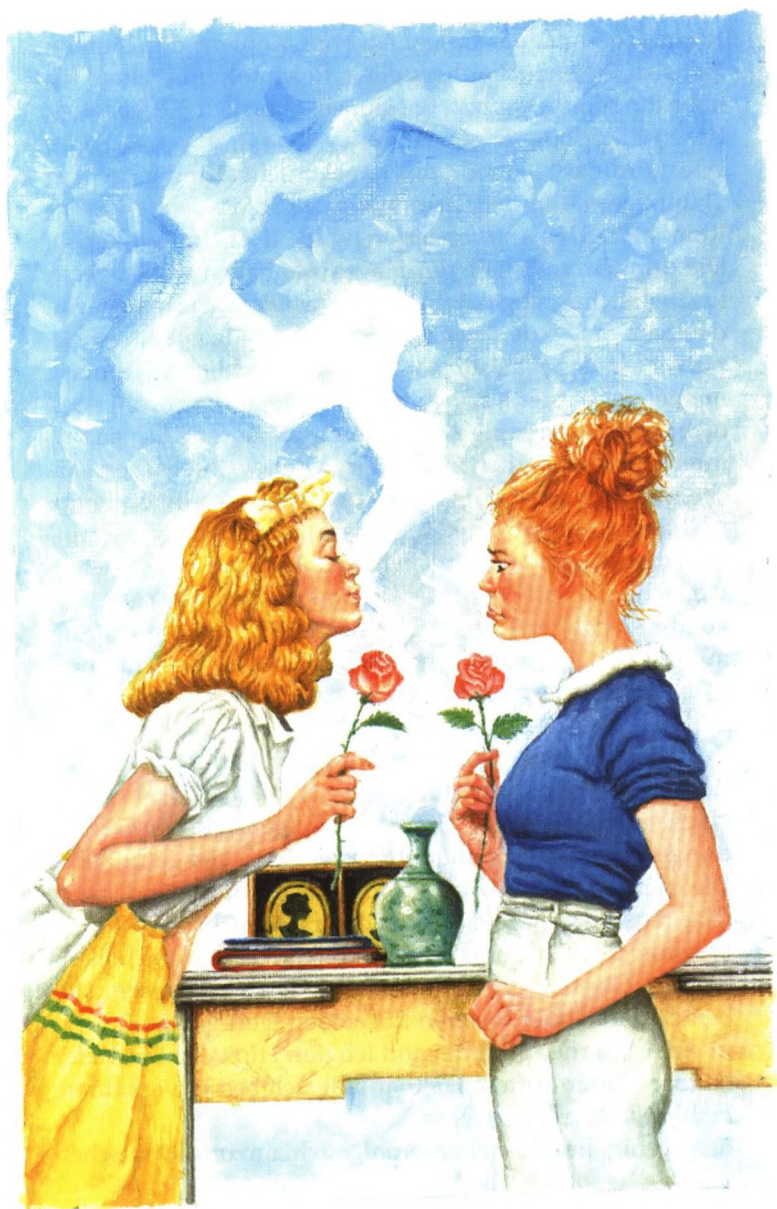
Kluge Ratschläge über die richtige Zucht von Rosen – die finden Sie überall. Auch die Namen duftender Rosen werden beschrieben, abgebildet. Aber ich entdeckte kein Geschäft mehr, in dem ich Duftrosen kaufen kann, und

auch kaum noch einen Garten, in dem die Rosen nach Rosen duften. „Früher stank Pferdemist auf den Straßen nach Pferdemist“, klärte mich vor Jahren auf dem Bremer Blumenmarkt am Rathaus eine dort sitzende Ostpreußen-Oma auf „und Rosen im Garten dufteten nach Rosen. Heute gibt es auf den Straßen keinen Pferdemist mehr und in den Gärten keine duftenden Rosen. Ich weiß auch nicht, woran das liegt“ sagte Ostpreußen-Oma, zog ihre drei oder vier übereinandersitzenden dicken Woll-Röcke, die sie wärmen sollten, nach oben – so weit, daß die noch darunter getragene, bodenlange Hose eines schwarzen Trainingsanzugs deutlich zu erkennen war, schüttelte mit dem Kopf, bestätigte mir weise: „Nee, die Rosen von heute – die durften nicht mehr.“

Liebe, Freude, Jugendfrische. Was alles wurde früher rein-gedeutet in eine Rose? Königin der Blumen. Das war klar. Nur: Diese Königin mußte duften und die duftete auch. Da bin ich sicher. In Persien gab es schon vor Jahrtausenden Rosengärten, in denen besonders Rosen mit gefüllten und stark duftenden Blüten gezüchtet wurden. Von Erdöl war damals in Persien, dem heutigen Iran, noch nicht die Rede von stark duftendem Rosenöl „JA“!!! 2.700 Jahre vor Christi Geburt legte der damalige chinesische Herrscher Chin-Nun große, große Rosengärten in Peking an. Der gute, alte Konfuzius beschreibt die „Paradiesgärten mit betörendem Duft“ in Schriften, die zum Glück die „Roten Garden“ des Massenmörders Mao Tse-tung überlebt haben.

Ich muß meine Beweise für duftende Rosen auch nicht bei den alten Chinesen oder Persern suchen. Der Bauerngarten meiner Großmutter in Wiesbaden-Bierstadt genügt. Klar, daß ich dort in den Ferien als „kleiner Stöpsel“ meine neugierige Nase in die Rosen gesteckt habe. Den Duft habe ich nie vergessen.

Und was sich aus duftenden Rosen alles herstellen läßt: Hildegard von Bingen machte Medizin daraus. Spezialisierte Rosen-Künstler – wie soll ich sie anders nennen? – kochen aus duftenden Rosenblättern Rosen-Gelee, La-



vendel-Gelee mit Duftrosen, Rosen-Erdbeer-Gelee, sogar Rosen-Champagner-Gelee. Aus der Königin der Blumen läßt sich Rosenzucker herstellen, Rosentee zubereiten. Ich habe ihn selbst probiert. Er schmeckt herrlich. Lecker auch Rosen-Likör oder Rosen-Brandy.

Wie „ordinär“ waren wir dagegen als Kinder in den „Fünfzigern“. In den Trümmern der Städte fehlte Rosen-Romantik. Uns interessierten wilde Hagebutten-Rosen. Die dunkelrote Schale der Hagebutte haben wir langsam und vorsichtig abgeknabbert, die weißen „Perlen“ darin, den Samen den steckten wir den Mädchen als „Juckpulver“ in den Nacken. Auch bei der kirchlichen Trauung meiner Schwester Karin hatte ich als 19jähriger wohl noch nicht die ganz richtige Einstellung zu Rosen. Als sie mit ihrem Jürgen feierlich zum Altar in der evangelischen Kirche von Bremen-Gröpelingen „schritt“ wie könnte ich hier schreiben „ging“? da legte sie den Brautstrauß mit roten Rosen auf die Kirchenbank in der ersten Reihe. Weil ich mir sicher war: „Die kommt zurück und setzt sich auf die stacheligen Rosen“ bei dem Gedanken verging mir ein wenig der feierliche Moment. Rot im Gesicht mußte ich mir das Lachen verbeißen.

Zurück zu meiner Behauptung: Es gibt immer weniger Rosen, die nach Rosen duften.

Nach meinen langen und „stacheligen“ Rosen-Erkundungen habe ich nur andeutungsweise so viel gefunden: Die meisten Rosensorten werden heute in holländischen Glashäusern gezogen. Wie bei den nicht mehr nach Tomate schmeckenden Tomaten aus Holland. Rosen aus holländischen Glashäusern duften nicht mehr nach Rosen. Haben die Holländer unseren Rosen den Duft geklaut?

In einer Internet-Stimme fand ich den Hinweis: Entweder haltbar – oder duften. Haltbar läßt sich besser verkaufen. Haltbarkeit steht vor Duft.

Ein wenig liegt es aber wohl auch an uns Deutschen selbst.

Gefragt sind nur noch Rosen, die keine Arbeit mehr machen. Gartenbesitzer von heute wollen sich in ihrem Garten „entspannen“, Füße hoch, nicht mehr arbeiten. Rosenzucht früher – das war Arbeit. Konrad Adenauer, erster Kanzler der Bundesrepublik Deutschland, hat es uns Deutschen von Rhöndorf aus gezeigt.

Die „modernen“ Rosenzüchtungen von heute werden so „gesteuert“, daß sie dem Käufer keine Arbeit mehr machen. Kann es sein, daß diese Faulheit – lassen Sie es mich respektlos so nennen – kann es sein, daß diese Faulheit den Duft unserer Rosen zerstört hat?

Auf dem Grundstück meiner lettischen Vorfahren – da habe ich zu Ehren gefallener Soldaten aus dem II. Weltkrieg 1.000 Rosenstöcke pflanzen lassen. Glauben Sie mir – die Pflege ist harte Knochenarbeit.

Aber sie duften. Simple lettische Rosen – keine aus Holland gekauften. Sie duften wunderbar. Und Nachtigallen, die dort in der Nacht im Rosengarten traumhaft schön singen – die gibt es da auch noch.

Der Traum vom Fliegen und wie er für mich endete

Haben Sie als Kind auch davon geträumt, fliegen zu können? Peter Pan. Held aller Kinder. Arme ausbreiten, wie Flügel damit schlagen, „kikeri“ krähen, und ab ging es. Zumindest im Schlaf. Oft habe ich davon geträumt. Auch noch als ich längst erwachsen war. Ich stand da immer an einem bewaldeten Hügel, der einer Ski-Schanze ähnelte. Ich mußte mich ganz einfach nur mit den Füßen von der Erde abstoßen, Arme ausgestreckt und langsam, ganz langsam, segelte ich über die Bäume, landete auf weichem Waldboden. Als ich zu Weihnachten 1966 das erste Mal mit einer Maschine der LUFTHANSA von Frankfurt nach Bremen flog – Karoline Bierbrauer, meine alte Großmutter aus Wiesbaden-Bierstadt, ermahnte mich: „Des mit de Fliescherei, des ist net gut. Des gippt Unglück.“ Von Hessisch auf Hochdeutsch: „Das mit der Fliegerei – das ist nicht gut. Das gibt Unglück.“ Es gab kein Unglück.

Ich landete sicher und schnell auf dem kleinen Bremer Flughafen und fand den Flug ganz einfach „super, toll“. So ganz von oben auf die Erde zu sehen. Ich war 19, gedanklich noch mehr Kind als Mann. „Schade“, dachte ich beim Fliegen, „schade, daß man die Fenster nicht öffnen kann. Zu gern würde ich einmal von hier oben nach unten spucken.“ Ich weiß es nicht mehr – aber so wie ich mich selbst einschätze ich habe bei meinem ersten „richtigen“ Flug bestimmt gehofft, daß mein „Rotzer“ irgend jemandem auf den Kopf klatscht ... und vor Schadenfreude schallend gelacht. Es gibt Menschen, die erhalten sich bis ins hohe Alter ein wenig „Kindsein“. 62 bin ich jetzt. Dieses „Kindsein“ in Gedanken – kein Zweifel: Ich habe davon eine so große Portion in mir „Wegzehrung“ bis ans Lebensende.

Dieser Traum vom Fliegen ohne LUFTHANSA – so ein wenig Peter Pan – irgendwann habe ich ihn mir wirklich erfüllt. Aber es kam so ganz anders als in meinen Träumen.



Lassen Sie mich diese verrückte Geschichte erzählen:
 Ich liebe die Alpen, besonders die bei Garmisch und Grainau. Zugspitze, Waxenstein, Osterfelderkopf, Kreuzeck. Überall bin ich schon rumgekraxelt und ich habe sie bewundert und bestaunt – die Drachenflieger. Bunte „Vögel“ aus Draht, Stoff und einigen Zugseilen zum Steuern gedacht. Als Bayer wäre ich so ein „Segelflieger“ geworden, hätte etliche Kurse dafür belegt. Aber bei uns im Norden? Von welchem Berg aus hätte ich starten können? Bungsberg in Schleswig-Holstein. Etwa 168 Meter. Dann kam Anna zu Besuch. Anna ist meine Großnichte aus Lettland, Favoritin unter all den vielen Neffen, Nichten, Großneffen und Großnichten meiner Familie. Anna – drei Jahre ist das her – ich glaube, sie war damals so zwischen 19 und 20. Vom Wesen und Charakter große Gemeinsamkeiten, obwohl ich volle 40 Jahre älter bin als die „kleine Madam“, wie ich sie nenne. Anna mit mir in Garmisch. Modegeschäft, Eis-Café bis zum Platzen. Dann sah Anna die bunten Drachenflieger und staunte: „Mann, muß das toll sein.“ Ich sagte nichts, schluckte meine Gedanken runter. Am selben Tag stoppte ich mit Anna an einer „Flugschule“ – dicht am rund 2.000 Meter hohen Osterfelderkopf, Nachbarberg von Deutschlands höchstem Berg, der Zugspitze, die den „Osterfelder“ noch um knapp 1.000 Meter überragt. „Ist nicht schwer“ sagte der junge „Fluglehrer“ sah mir mein Alter an, meinte tröstend: „Auch nicht für Sie.“ Ein schöner Sommertag im Juni 2006. Unten war es warm, und ich war sicher: „Bis wir mit der Seilbahn oben sind, ist es auch am Osterfelderkopf warm.“ Ich hatte es ja oft genug so erlebt. Also mit Sommer-Klamotten, aber uns angeratenen „stabilen“ Schuhen per Seilbahn auf den Osterfelderkopf. Anna, zwei „Piloten“ oder „Fluglehrer“ wie immer man die beiden freundlichen Bayern-Burschen mit ihren gutmütigen Gesichtern nennen wollte. Unten – da war uns das Fliegen mit dem Drachenflieger genau erklärt worden: Doppelsitze für jeden der zwei angemieteten „Flieger“. Der „Pilot“ hinten, der „Passagier“



vorn. Anschnallen, Helm auf, an einem schrägen Abhang mit dem aufgespannten Drachenflieger einfach nach unten laufen. „Sie können sicher sein“, sagten die zwei „Piloten“ „wir heben ab – so um die 20 Minuten dauert der Flug.“ Traum der Kinderzeit und Realität. Es war noch früh am Tag. Die Wärme aus dem Tal hatte sich noch nicht bis oben „durchgeschlagen“. Der Blick auf Garmisch, den Eibsee, den Badersee, auf Grainau bis weit ins Werdenfelser Land das war einfach großartig.

Aber sonst nichts.

Der Wind war eisig, meine Finger kamen mir vor, als hätte ich sie ins Tiefkühlfach gelegt. Und von wegen „ruhiges Segeln“. Wie bei einer schlimmen Wildwasserfahrt kam ich mir vor – nur 2.000 Meter höher. Ich spürte das Grummeln im Magen. Krampfhaft wollte ich mich zwingen: „Genieß den Ausblick“ – und Anna winkte von ihrem Segler freundlich herüber, war vergnügt wie ein hüpfender Frosch im Seerosen-Teich und rief mir etwas zu, was ich aber – Helm bis über die Ohren – nicht verstand. Ich fühlte mich wie ein unterkühlter Nacktfrosch in der eisigen Antarktis – aber wie einer, dem schlecht wird. Von vorn der starke Flugwind hinter mir der steuernde „Kapitän“. Ich darf das hier wohl nicht ganz ausmalen. Nur so viel: „Wenn dir schlecht wird“, dachte ich „das saust nicht senkrecht nach unten und landet schlimmstenfalls auf einer dieser glücklich muhenden bayerischen Kühe: „Nichts geht über Bärenmarke.“

Nein – der starke Flugwind von vorn, der hätte die ganze Ladung waagerecht nach hinten transportiert und da saß der freundliche Pilot, der dann alles andere als freundlich gewesen wäre.

Erlauben Sie mir die Offenheit: Ich sah kein Garmisch mehr, keine Berge, fand die Fliegerei ganz und gar abscheulich, hatte nur noch eine einzige Idee im Kopf: „Hoffentlich mußt du nicht kotzen.“ Ich hielt durch bis zur Landung. Auch die war nicht so sanft wie in meinen Kinderträumen. Angekommen auf einer saftig-grünen Bergwiese, erfaßte uns noch ein starker Windstoß. 15 Me-

ter Mitschleifen auf der Bärenmarken-Wiese, die weich aussieht, aber eine Menge von Steinen unter dem grünen Gras versteckt. Zerrissene Hose, blutige Knie. Anna landete sanft und weich, fand den Flug „herrlich“. „Halt die Klappe, dumme Gans.“ Ich sagte es nicht, dachte aber so. Ich hätte auf die Worte meiner Großmutter Karoline aus Wiesbaden-Bierstadt hören sollen: „Des mit de Fliescherei, des is net gut.“

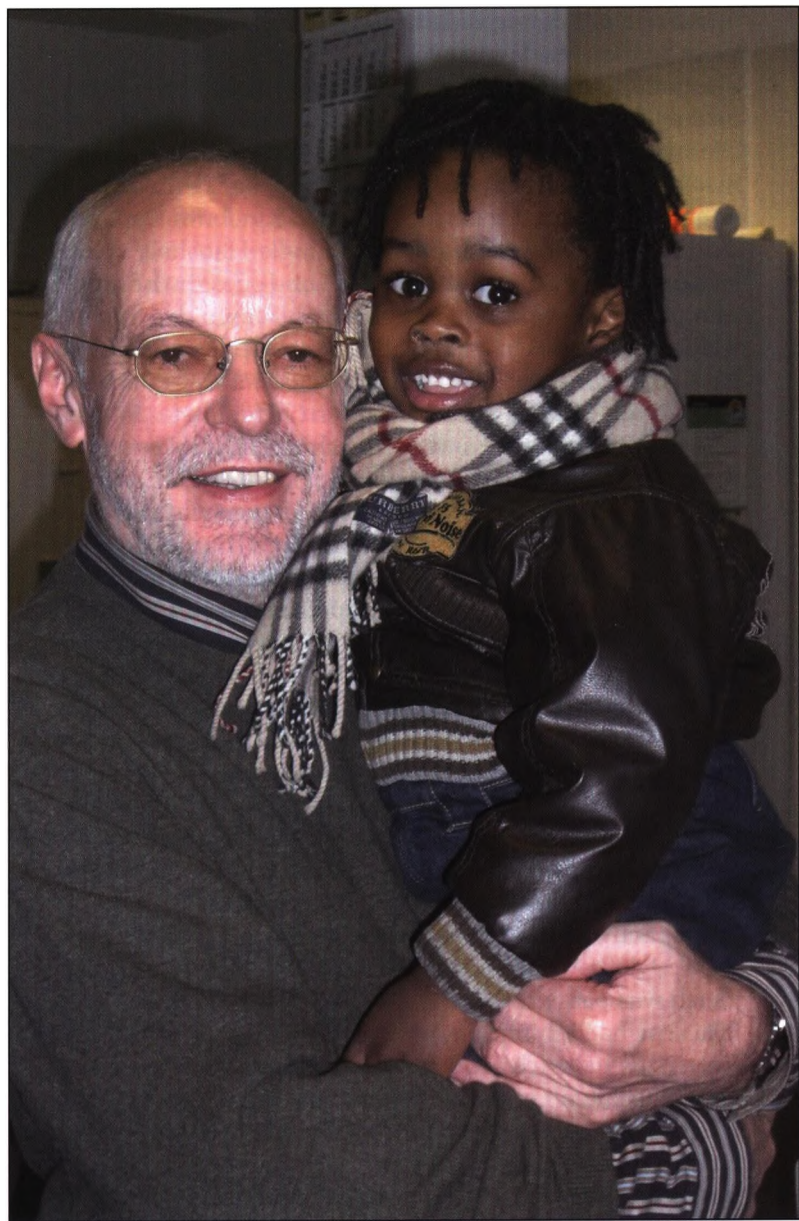
Eigentlich sollten hier noch Informationen über Leonardo da Vincis – zumindest auf dem Papier konstruierte – Flugmaschine folgen, eine Art Hubschrauber, auch die Ballonflüge der Gebrüder Montgolfier habe ich studiert, die Sage von Ikarus gelesen, der mit seinen Flügeln aus Federn und Wachs der Sonne zu nahe kam und dann abstürzte. Nein – das lasse ich in diesem Kapitel alles. Von dieser „Selbst-Fliegerei“ bin ich kuriert. Ich bleibe besser bei LUFTHANSA. Und „mein“ fliegender Peter Pan aus der Kinderzeit der wird inzwischen auch ein Knabe älteren Semesters geworden sein. Ich bin sicher: Der kräht nicht mehr wie ein Hahn, um dann abzuheben und den bösen Seeräuber-Kapitän zu bekämpfen. Das war's für immer mit meinen Flugversuchen.

Mein kleiner Kevin wünscht sich einen „richtigen“ Papa

Kevin wünscht sich zu Weihnachten einen „Geburtstag“ – so einen „richtigen Geburtstag“ mit bunten Luftballons, einem Feuerwehrauto und einer Rakete, mit der er bis zum Mond fliegen kann. Und dann hatte Kevin Geburtstag. Frühjahr 2009. 5 Jahre. Aber Kevin behauptet: „Ich habe heute Geburtstag und bin 5 ½ geworden.“ 5 ½ – nicht 5. Kevin ist ein kleiner, schwarzer Sonnenschein aus Kamerun, der mich jeden Morgen auf dem Weg zu seinem Kindergarten im Büro besucht. Kindergarten – aber Kevin sagt „Schule“. Das paßt zu den „5 ½“. Mein kleiner Kevin will schon ein großer Mann sein. Schule – nicht mehr „Kindergarten, Schweinebraten, Eier, Tomaten“ so wie ihn Florian ärgert, ein 6 Jahre alter deutscher Nachbarsjunge, der stolz darauf ist, schon in die 1. Klasse zu gehen.

Kevin war nicht viel älter als ein Jahr – da sah ich ihn das erste Mal. Seine Mama, Amanda Afane, fuhr mit dem Kinderwagen an unserem Büro vorbei, und ich stand draußen, wollte ein wenig frische Luft schnappen. Kevin „rollte“ mich mit seinen großen, schwarzen Kulleraugen an und krächte sofort los: „Auto kaputt, Auto kaputt.“ Mama Amanda lachte, Kevin weinte und ab ging's zum Kindergarten, Bachstraße, Ecke Beethovenstraße in Hamburg. Nicht weit entfernt von unserem Büro. Am nächsten Tag fragte ich Mama Amanda: „Was hat er gemeint – mit ‚Auto kaputt‘?“ Die Antwort: „Die ersten Worte anderer Kinder sind ‚Papa‘ oder ‚Mama‘ – bei Kevin war es anders.“ Kevin hatte ein rotes Plastikauto bekommen, es „probeweise“ mehrfach auf den Fußboden geworfen – und als Mama Amanda dann sagte: „Jetzt ist das Auto kaputt“ da brachte Kevin seine ersten Wörter über die Lippen in verkürzter Form. Eben „Auto kaputt.“

Außerdem: Kevin wächst ohne Papa auf. Der ist in Paris



– und will von Kevin nichts wissen. Wieso sollte das erste Wort des Kindes dann auch „Papa“ sein?

„Auto kaputt“ das war anfangs Kevins einzige Möglichkeit, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Da er bei dem „Auto kaputt“ seine Ärmchen nach mir ausstreckte war klar: Kevin wollte zu mir ins Büro, auf den Arm genommen werden. Fast zwei Millionen Kinder in Deutschland wachsen ohne Vater auf. „Single-Haushalt“ wird es genannt soll „modern“ und „absolut normal“ sein. Auch ich bin ohne Vater aufgewachsen. Nach dem II. Weltkrieg war ein Viertel aller deutschen Kinder vaterlos. Gefallen, vermißt, Kriegsgefangenschaft. Wer von den „modernen“ Sozial-Wissenschaftlern behauptet, „Single-Haushalt ist für ein Kind nicht schlechter als Papa und Mama zusammen“ ist entweder durch den „neuen Zeitgeist“ ideologisch verblendet oder versteht nichts – aber auch gar nichts – von der Seele eines Kindes.

Ich will Sie jetzt nicht langweilen mit angelesenem Wissen über die „Folgezeit-Probleme“ von vaterlos aufgewachsenen Kindern. Aus den vielen Unterlagen, die ich zu diesem Problem durchgelesen habe, sind mir diese Sätze vor allen anderen in Erinnerung geblieben, weil sie eigentlich schon fast alles über die Sehnsucht von Kindern nach einem Vater aussagen: „Ich saß erschrocken und heulend auf dem Asphalt“, erinnert sich Linda Powell, die Tochter des ehemaligen US-Generalstabschefs Colin Powell. „Da tauchte mein Daddy aus dem Nichts auf, hob mich auf, drückte mich an sich und trug mich nach Hause.“ Lindas Schwester: „Ich habe stets das ganz sichere Gefühl gehabt, daß er sich immer um uns kümmern wird, ganz gleich was passiert.“

Wie sehr hab ich mir als Kind so einen Papa gewünscht. Deswegen halte ich nicht viel von bewußt gewollten „Single-Haushalten“ mit Kind oder sogar mehreren Kindern ohne Papa. Deswegen verstehe ich meinen kleinen Kevin vielleicht besser als andere, wenn er die Ärmchen nach mir ausstreckt und sich Tag für Tag wünscht, daß ich ihn in den Kindergarten fahre. Dabei ist der Kindergarten

nicht viel mehr als 300 Meter von unserem Büro entfernt. Versuchen Sie einmal „Nein“ zu sagen, wenn so ein Knirps vor Ihnen steht, Ihre Hände ergreift und Sie mit Weltuntergangsblick fragt: „Joachim, bringst du mich heute in den Kindergarten?“ Nur selten kann ich „Nein“ sagen. Es ist nicht nur die Freude am Autofahren für Kevin, daß ich ihn zum Kindergarten bringen soll. Hinter dem Wunsch steckt viel, viel mehr. Im Kindergarten muß ich Kevin die Treppe hochbringen. Da sitzen schon an die 20 andere Kinder und die Kindergärtnerinnen und Kevin kräht lauthals in die Runde: „Das ist mein Papa! Stimmt doch Joachim, nääääh?“ Natürlich sag’ ich „Ja“ und immer wieder sehen mich da zwei andere aus Afrika kommende Kinder mehr als nur mißtrauisch an. Egal ob schwarz oder weiß. Kevin will einen Papa, wie fast alle Kinder, die ohne Vater aufwachsen.

Nur allzu gern spiele ich für Kevin den „Ersatz-Papa“. Mindestens einmal pro Woche gehen wir zusammen ins Café Boyens im Hamburger Hofweg essen Himbeertorte und trinken Schokolade. Dann ist Kevin der glücklichste Junge der Welt und läßt sich „100.000 Tricks“ einfallen, den Café-Aufenthalt mit mir zu verlängern. Aus dem „Auto kaputt“ ist inzwischen mehr geworden. Kevin spricht fließend, fast fehler- und absolut akzentfrei Deutsch, dazu perfekt Französisch und mehr und mehr Englisch. Mama unterhält sich mit dem Jungen in Französisch und Deutsch. Das Englisch schnappt sich Kevin im Radio und Fernsehen auf. Plappert Kevin mal Deutsch, mal Englisch, mal Französisch dann bring ich staunend nicht einmal den Satz über die Lippen: „Auto kaputt.“

Im Mai 2009 wurde Kevin getauft. Katholisch getauft. Ich bin einer seiner zwei Taufpaten, obwohl evangelisch. Die Taufe bleibt mir im Gedächtnis. Im Inneren der fast vollbesetzten Kirche – feierlicher Einzug des Priesters – gefolgt von 12 Jungen und Mädchen, die Kreuze, Kerzen, Fahnen trugen. Auch Kevin staunte, aber nur für einen Moment. Dann erkannte er den Priester, bei dem Mama Amanda

mit ihm zusammen auf die Taufe vorbereitet worden war. Kevin winkte dem ernst blickenden Priester fröhlich aus der ersten Kirchenbank zu und krächte durchs ganze Kirchenschiff – die Orgel übertönend – „Hallo, hallo“. Ich sah es am Gesicht des Priesters: Er hatte Mühe, weiter ein feierliches Gesicht zu machen und ich dachte mir im stillen: „Gut, daß Kevin nur ‚hallo, hallo‘ gekräch hat und nicht ‚Auto kaputt, Auto kaputt‘.“

Blödsinn oder Wirklichkeit? Kann es schon Kinder mit einem „siebenten Sinn“ geben? Ich glaube nicht an „Hokuspokus“. Tatsache ist aber: Ich war mehrfach dabei, wie Kevin seine Mama drängte: „Ruf in Kamerun an, Oma ist krank.“ Mama Afane lachte, tippte sich an die Stirn „Kevin du spinnst. Oma ist gesund.“ „Ruf an“, riet ich Amanda und der Anruf war eindeutig. Oma war sehr krank, wartete auf den Anruf der in Deutschland lebenden Tochter Amanda.

Einen Dauerkampf besonderer Art habe ich mit Kevins Mama fast täglich. Amandas Papa war ein Muskelberg von Mann, auch Amandas Bruder ist es. So möchte sie auch ihren Kevin. „Ein ganzer Kerl“ – was immer auch Amanda darunter versteht. Aber Kevin ist ein Püppchen, hat auch keine Lust auf Fußball. Schon mit 5 liebt er Musik. „Nochmal, nochmal“, fordert er beim Autofahren von mir, wenn ich eine Kassette mit Mozart-Musik einschalte oder Tschaikowsky. „Schick Kevin zum Klavier-Unterricht, laß ihn zumindest Gitarre-Spielen erlernen.“ Aber Mama Afane will einen strammen Fußballer aus Kevin machen. Ich bin mir völlig sicher: Daraus wird nichts. Meine Taktik: Zunächst werde ich mit Mama Amanda einen „Sport-Kompromiß“ schließen: Tennis statt Fußball und irgendwann werde ich zu Kevins Geburtstag einen kleinen Jungen mitbringen, der die ganze Kindergesellschaft unterhält – leicht transportables Ersatz-Klavier mit dem dusseligen Namen „Keyboard“. Kevin – der Junge will tanzen, singen, auf mehreren Instrumenten spielen. Orchester-Dirigent oder Geigenspieler ja – so kann ich mir „meinen“ kleinen Kevin vorstellen. Ein schwarzer

Franz Beckenbauer nein, das liegt dem Kind so ganz und gar nicht. Die „Moneten“ für den Musikunterricht gebe ich gern aus – und irgendwann schenke ich Kevin dann zu einem der nächsten Geburtstage eine Geige, eine Gitarre oder von mir aus auch das Klavier-Ersatz-Instrument mit dem blöden Namen „Keyboard“.

Was ich fast vergessen hätte: Vor einigen Tagen hab' ich Kevin geärgert, ihn im Auto geneckt: „Kevin Afane, du bist eine Banane.“ Die Antwort von dem schwarzen Floh kam prompt: „Joachim, Popachim, Joachim Popopachim.“

Die Patenschaft für Kevin habe ich nicht „so nebenbei“ übernommen. Patenschaften zu übernehmen – das ist eine ernste und verpflichtende Angelegenheit. Ich hoffe, daß ich das Leben meines kleinen Freundes aus Kamerun noch so lange begleiten und beschützen darf, bis er „auf der richtigen Spur“ läuft und seinen Weg gefunden hat. Mehr kann ich nicht. Einen richtigen „Papa“, den Kevin sich sehnlichst wünscht den wird dem Kind wohl keiner geben ...

Da saß die „Hexe“ im Berliner Knast vor mir – und war so „ganz anders“

Ich hab' im „Knast“ gegessen. Drei volle Tage. Einmal zusammen mit einer Kindesmörderin, ein anderes Mal als ein „auf frischer Tat ertappter Einbrecher“. Die kurze Zeit hinter „schwedischen“ Gardinen das kam so:

1. Anfang der „Achtziger“ schrieb ich für die HÖRZU eine Serie über „Kindesmißhandlung in Deutschland“. Der schlimmste Fall: Eine 23jährige Berlinerin hatte über die Dauer von mehreren Monaten ihren zwei Jahre alten Sohn auf bestialische Weise zu Tode gequält. Mit heißem Wasser die Händchen verbrannt, im kalten Winter „zur Strafe“ für sein Weinen auf den eisigen Balkon gesetzt, dann wieder auf glühende Herdplatten. Die Grausamkeiten im Detail möchte ich Ihnen ersparen. Ich sah in der polizeilichen Ermittlungs-Akte all die schrecklichen Fotos des toten Kindes, die Folter-Werkzeuge und fing an, diese Frau innerlich zu hassen – malte mir eine bestialische Hexe aus. Doch ich wollte sie sehen, mit ihr sprechen – herausbekommen, wie eine Frau ihrem eigenen Kind so etwas antun konnte. Ich bekam die Genehmigung der Justiz und die Zustimmung der Mörderin: Besuch im Berliner Frauengefängnis zum Interview mit der zu „lebenslang“ Verurteilten.

Das ist schon ein beklemmendes Gefühl: Wachtürme, Gitter, mehrfach verriegelte Tore, karge Zellen, streng blickendes Wachpersonal.

Dann ging die Tür auf im Besuchszimmer. Herein kommt – freundlich grüßend – eine kleine, eher unscheinbare Frau mit nach hinten gekämmten, gepflegten Haaren. Blond. Fast schüchtern. Ganz anders, als ich sie mir vorgestellt hatte: Böses Gesicht, durchdringende Augen, abstoßendes Äußeres, kreischende Stimme – eben „Hexe“. Alles Fehlanzeige. Für das Gespräch hatte ich drei Stunden bekommen. Viel Zeit, aber nicht einmal tröpfchenweise genug,

um in der Seele eines Menschen zu forschen. Haß auf den Vater des Kindes, der sie verlassen hatte, eigene Kindheit schlecht. Ich kannte all diese Argumente als Polizei- und Gerichtsreporter von vielen Angeklagten. Jeder hat für sein Verbrechen eine Entschuldigung. Drei Stunden, viel Reden vielleicht war ich auch noch zu jung, zu unerfahren. Sehr ergiebig war mein Gespräch nicht. Es reichte nur zu einem nicht sehr lang abgedruckten Interview. Die Schilderung der bestialischen Tat war mir auch wichtiger. Die Antwort auf meine letzte Interview-Frage bei meinem ersten „Knast-Aufenthalt“ werde ich nie vergessen. „Welchen Wunsch hat eine Frau, die nie wieder die Freiheit sehen wird?“ Die Kindesmörderin: „Ich wünsche mir sehnlichst ein neues Baby.“

Die Serie der HÖRZU wurde ein Lese-Erfolg. Bei mir hinterließ sie einen bitteren Nachgeschmack

2. Dann ein für mich persönlich etwas „ernsterer“ Knast-Aufenthalt. Zwei volle Tage in einem dunklen Kellerverlies von Funchal, der Inselhauptstadt meines geliebten Madeira.

Ich bin verrückt auf alte Häuser. Vermutlich „Tick“ aus der Kinderzeit. Zerbombte Städte, Trümmerhäuser, in denen wir uns „Höhlen“ bauten und nach „Schätzen“ suchten – „mindestens aber nach einem „Skelett oder einem Totenkopf“. Krause Phantasie von „Trümmerkindern“ aus den ersten „Fünzigern“. Trümmerhäuser – für Kinder der Nachkriegszeit – die „schönsten Abenteuer-Spielplätze der Welt“.

Warum hielt ich mich mit dem Leihwagen nur nicht an die vorgeschriebenen Straßen ...? Vielleicht deswegen: Ich erkunde gerne Ecken und Winkel, die vorher nicht schon von 100.000 anderen Touristen plattgetrampelt wurden.

Da am Hoppelweg – hinter uralten Bäumen versteckt – eine verfallene, alt-rosa gestrichene Villa, englischer Kolonialstil. Ich war nicht allein. Mit mir zwei Brüder einer befreundeten Familie aus Funchal. „Was für ein Haus.

Das sehen wir uns an.“ Wir umrundeten die verfallene „Prachtbude“ aus längst vergangener Zeit mehrmals zu Fuß, waren sicher: „Bestimmt verlassen, unbewohnt. Aber reingehen nein, das wollten wir doch lieber nicht. Die Fenster der unteren Türen waren mit Brettern vernagelt. Einstieg nur über die obere Etage. „Vergessen wir besser“ sagte ich. Fast ärgerlich. Stattdessen setzten wir uns im parkähnlichen Garten in den Schatten einer bestimmt 250 Jahre alten Platane. Das Leihauto geparkt auf einer kleinen Brücke vor dem Haupteingang. Ich hatte gegrillte Hähnchen, Madeira-Bananen und Maracuja-Saft als Verpflegung dabei. Beim Hähnchenbein-Knabbern sagte einer der Brüder: „Ich glaub, eben hab’ ich im Haus ein Geräusch gehört.“ Antwort von uns: „Du spinnst.“ „Vielleicht Penner“ – vermittelte ich – „Obdachlose, die ein Dach über dem Kopf haben wollen.“

Dann Rückfahrt. Ich hatte auf dem Pico dos Barcelos, einem wunderbar gelegenen Berg mit Blick auf den Insel-Hafen, eine Ferienwohnung gemietet. Am nächsten Morgen klopfte es gegen 6 Uhr in der Früh ziemlich heftig an der Tür. Verschlafen öffnete ich. Polizei. Ehe ich mich versah sprangen mehrere Uniformierte in die Wohnung. Schränke auf, Schubladen, Wäsche umgekrempelt. Sogar scharfer Blick unter die Matratzen. Ich kapierte nicht. „Warum?“ meine erstaunte und wütende Frage. Portugiesische Antwort: „Mitkommen.“

Ab in ein dunkles Verlies im Keller des Polizeihauptquartiers. Stickiges feuchtes Loch. Kaum Licht. Irgendwann, es kam mir vor wie eine Ewigkeit da öffnete sich die eiserne Sicht-Luke an der Zellentür. Zwei jugendliche Gesichter – der Reihe nach – gafften mich an und sagten wohl auf Portugiesisch so was Ähnliches wie: „Ja, der war es. Wir erkennen ihn wieder. Ganz sicher.“

Damals war Portugal noch nicht in der EU. Rauhe Sitten bei der Polizei. Nach etlichen Stunden kam eine Deutsch sprechende Portugiesin vom deutschen Honorarkonsulat. Sie übersetzte, und ich war baff. Man hielt mich und meine zwei Freunde für Einbrecher, die das rosa Haus



ausrauben wollten. Die Portugiesin vom Konsulat verabschiedete sich freundlich von mir: „Da kann ich nicht viel machen.“ Polizeiverhör. „Unterschreiben Sie.“ Ich sollte ein in portugiesischer Sprache abgefaßtes Dokument unterzeichnen, von dem ich nicht ein Wort lesen konnte. Ein mich böse angrinsender Polizist raunte mir auf Englisch zu: „Wenn du nicht unterschreibst, Hände mit Handschellen auf den Rücken, und dann gibt es in die Fresse.“

„Lieber in die Fresse, als Dinge zu unterschreiben, die ich nicht lesen kann.“ Fast zwei volle Tage Zelle und Verhör, Zelle und Verhör. Irgendwann hatten es meine Freunde geschafft, einen mit mir befreundeten hohen Geistlichen aus Fatima zu alarmieren, den wir Tage zuvor gemeinsam besucht hatten. Wir kannten uns aus dem St.-Franziskus-Hospital in Münster, wo ich die sterbende Ordensschwester Leviana besucht hatte, die mich 1975 nach schwerer Erkrankung in Bremen gesund gepflegt hatte. Mit wenig freundlichen Worten donnerte er die – zum Glück – katholischen Polizisten an „Wissen Sie nicht, wen Sie da seit Stunden unberechtigt und absolut widerrechtlich festhalten?“

Plötzlich keine Handschellen mehr, keine „polierte Fresse“, nette Polizeigesichter. Den Mut der Gerechtigkeit geschöpft, bestand ich darauf: „Ich gehe erst, wenn die zwei Jugendlichen kommen, die mich als Einbrecher entlarvt haben wollen.“ Es dauerte noch einmal rund sechs Stunden, bis die aufgefunden waren. Mein Fatima-Freund erklärte mir den derben Knast-Aufenthalt auf Madeira so: „Die rosafarbene Villa ist zwar unbewohnt, aber noch voll möbliert. Als du mit deinen Freunden das Haus mehrfach umrundetest, notierten die im Haus als Wächter wohnenden Jungs die Autonummer des Leihwagens, den du auf der Brücke geparkt hattest. In das Haus war 14 Tage vorher eingebrochen worden, und die Einbrecher hatten reichlich Antiquitäten geklaut. Die Wächter im Haus waren sicher, daß du der Kopf der Einbrecherbande bist, Rückkehr zum Tatort.“ „Aber wir leben in Europa, nicht

im Wilden Westen. Wie konnte die Polizei“ Ich war empört, kochte vor Wut, erwartete eine Entschuldigung. Die „Gesetzes-Hüter“ redeten sich raus, bestritten die angedrohten Handschellen mit „in die Fresse“ energisch. Nur soviel war klar: Notierte Autonummer meines vor der alten Villa parkenden Leihautos. Nachfragen bei der Leihwagen-Firma. Dort Name und Urlaubsadresse von Joachim Siegerist. Wer immer das auch sein mochte – die Polizei war sicher: „Kopf der Einbrecherbande. Haus umrundet, ausgekundschaftet, wollte ein zweites Mal einsteigen, Antiquitäten einsacken.“

Logik von Insel-Sheriffs, die in zu großen Schuhen einmal den „alle Fälle lösenden“ Sherlock Holmes spielen wollten.

Endlich kamen die zwei Augenzeugen aus der alten Villa: „Ja, gesehen haben wir den. Auch noch zwei andere. Die sahen aus wie Portugiesen. Aber im Haus – nein, da waren sie nicht. Woher sollen wir denn wissen, ob das die Einbrecher vom ersten Einbruch waren?“

„Wir haben uns wohl versehen“, raunzte mein „Fressen-Hauer“ von der Insel-Kripo verlegen. „Sie können gehen.“ Aus. Das war’s. Auf die Entschuldigung warte ich noch heute.

Zwei Dinge – die hätte ich fast vergessen.

Vier Wochen später meldeten die Insel-Blättchen, daß der „tüchtigen“ Polizei ein „großer Fang“ gelungen sei. „Eine portugiesische Profi-Einbrecherbande aus Lissabon ins Netz gegangen.“ Neben dem Artikel abgebildet „meine“ alt-rosa gestrichene Villa, die mich zwei Tage in den Knast von Funchal gebracht hatte.

Vergangenes Jahr – da war ich wieder auf Madeira. Irgendwo an der ziemlich schroffen Steinküste ein baufälliges Haus, mehr Bude als Haus (Zeichnung Seite 173). Ein Portugiese mit Hund und Katze der saß nicht weit vom Haus entfernt und angelte. Er sah meine neugierigen Blicke in Richtung Bruchbude. „Da soll es spuken“ warnte er mich. Das hätte er nicht sagen sollen. Ich wurde

nur noch neugieriger. Aber reingegangen nein, das bin ich nach meinen Knast-Erfahrungen auf der schönen Atlantikinsel dann doch nicht. Trotz „Spuken“ in der Bruchbude.

Die „schlimme“ Apparate-Medizin kann auch ein Segen sein

Dafür gibt es keine Antwort, die „ausschließlich“ mit der „Logik“ des „menschlichen Verstands“ allein beantwortet werden kann. Manche Erklärungen – die gibt nur einer und das ist „der da oben“. Hören Sie sich diese Geschichte an. Sie beginnt mit dem Stichwort „Bombenkrieg“. Schreckenswort für Deutschland. Dabei fing es fast „harmlos“ an. 22. August 1849. Venedig gehörte seit dem Wiener Kongreß zu Österreich, dem Riesen-Reich der Habsburger. Von wegen nur Gondeln, Canale Grande und Karneval mehr noch als Ideen für Kostüme steckt in jedem Venezianer eine gehörige Portion Patriotismus. Venedig betrachtete sich lange Zeit als ein wichtiges Machtzentrum auf unserem Globus. 1848 riefen Freiheitskämpfer die venezianische „Repubblica di San Marco“ aus. Die Rache der Habsburger: „Bombenkrieg“. Dann dieser Tag: 22. August 1849. Franz von Uchatius, Leutnant der österreichischen Armee, hatte 110 Heißluftballons mit daran hängenden „Brandbomben“ entwickelt. Die Wirkung – mehr als gering. Venedig steht noch heute, wie es immer stand. Mehr Wasser als Straßen. „Platsch“ ein kurzes „Zisch“ die meisten Brandbomben landeten in den Kanälen. Ein „Opfer-Verzeichnis“ über diesen „Bombenkrieg“ in Venedig konnte ich bei einem Besuch in dieser Traumstadt nirgendwo auftreiben.

Die Schrecken und das Verbrechen des alliierten Bombenkrieges auf deutsche Städte im II. Weltkrieg will ich an dieser Stelle nicht ausmalen. Den Bombenterror selbst – meine älteren Geschwister haben ihn noch erlebt. Ich nicht, bin Jahrgang 1947. Doch die Trümmer der Nachkriegszeit, die hab' ich fest in meinem Gedächtnis. Der eigentliche Bombenkrieg im II. Weltkrieg begann in der Nacht auf den 12. Mai 1940 mit 35 englischen Bombern auf Mönchengladbach. Die Antwort Hitlers kam erst am 7. September 1940 mit Angriffen auf London und am 15.

November mit dem schweren Luftschlag auf die englische Stadt Coventry, damals die Rüstungsschmiede des Empires. Da können linke Geschichtsschreiber 100.000 Mal behaupten, daß die „Deutschen allein die Schuld“ an allen Kriegsgreueln trugen Tatsache ist, daß es auch Winston Churchill war, der in einer zentralen Frage das Völkerrecht brach: Er ordnete an, daß die deutsche Zivilbevölkerung bei den Bombenangriffen auf deutsche Städte „ganz bewußt“ nicht geschont werden sollte. Brechen der Moral, vor allem der Arbeiter. Erhoffter Widerstand gegen Hitler. Das war die Absicht. Die Engländer bezeichneten das als „moral bombing“. Der Anfang 1942 erteilte Churchill-Befehl trug den Namen „Area Bombing Directive“. Bei der Bombardierung Hamburgs (Operation Gomorrha) warfen die Alliierten erstmals Aluminium-Streifen – zusammen mit den Bomben – ab, um damit das deutsche Radarsystem durcheinanderzubringen. Ein Angriff folgte dem anderen. Das Ende ist bekannt. Nicht nur Hamburg war ein Trümmerfeld geworden.

Was die Hamburger wunderte: Ein großer Gebäudekomplex blieb unversehrt ... inmitten der Trümmerwüste. Das Hamburger Marien-Krankenhaus in der Alfredstraße. Gegründet als kleines „Krankenhäuschen“ am 18. März 1864 in der „Langen Reihe“.

Jahre nach dem Krieg stand plötzlich ein Engländer im Marien-Krankenhaus, sprach eine Ordensschwester an und sagte sinngemäß diese Sätze: „Ich mußte einmal nach Hamburg kommen und dieses Krankenhaus sehen. Mein Gewissen. Ich war englischer Bomberpilot im Zweiten Weltkrieg, bei vielen Lufteinsätzen dabei, habe Deutschland brennend erlebt. Aber immer wenn ich über Hamburg war, dann sah ich hier eine fast durchsichtige weiße Frau, die schützend ihre Arme über dieses Haus ausbreitete. Ich hab' die Frau umflogen, die Bomben woanders abgeworfen, aber nie hier.“ Die Ordensschwester sah den Engländer an, winkte mit der Hand – „Kommen Sie mit“ und zeigte ihm über dem Eingangsportal eine große steinerne Marienfigur mit dem Christuskind auf dem



Arm. Tränen in den Augen des Engländers. Er verabschiedete sich höflich, kam nie wieder. Die Ordensschwester lebt nicht mehr. Aber Schwester Ansgara, die Oberin des Marien-Krankenhauses, die hat mir dieses Treffen zwischen Bomberpilot und Ordensschwester bestätigt und nicht nur sie allein, auch mehrere andere Ordensschwestern aus dem Marien-Krankenhaus, die ihr ganzes Leben als Schwestern des Ordens vom Heiligen Karl Borromäus fast nur eines machen: Kranken Menschen in Not beistehen, sie gesund pflegen oder bis zum Tod begleiten. Hut ab vor diesen Ordensschwestern, von denen es in Deutschland – leider, leider, leider – immer weniger gibt. Auch ich selber habe durch das Marien-Krankenhaus etwas erlebt, das ich als „Wunder“ – zumindest als „Gnade“ – bezeichnen kann.

Mai 2001 – meine Mutter bekam Tage nach ihrem 84. Geburtstag einen schweren Schlaganfall in Bremen. Einlieferung in ein Bremer Krankenhaus. Meiner Mutter ging es von Tag zu Tag erbärmlicher. „Wir können nichts mehr machen“, sagten die Ärzte, „Ihre Mutter wird in einigen Tagen sterben.“ Meine Antwort: „Dann soll sie nicht im Krankenhaus sterben, sondern bei mir zu Hause.“ „Krankentransport auf Ihre Verantwortung“ erwiderte der Stationsarzt verärgert. Meine Mutter überstand den Transport. Aber ihr Zustand wurde von Tag zu Tag erbärmlicher. Verschleimung, schwere Atemnot, Röcheln. Um Tag und Nacht bei ihr sein zu können, hatte ich neben ihr transportables Krankenbett eine Luftmatratze für mich selbst gelegt. Hilfe durch Pflegedienste, einen befreundeten Arzt. Meine Mutter kämpfte, wollte leben. Ihr ganzes Leben war Kampf. Kampf für ihre Kinder. Irgendwann sagte auch der Arzt: „Joachim. Du mußt loslassen können. Sie kämpft deinetwegen, weil du sie behalten willst. Laß deine Mutter einschlafen.“

Schlaflose Nächte das ständige Leiden meiner Mutter ich war körperlich und seelisch schwer mitgenommen, bat meinen Bruder Hans Günter: „Wechsel mich für einige Stunden ab, ich muß Luft schnappen, mich

besinnen“ dann wollte ich nur einmal meinen gewohnten Alster-Spaziergang in Hamburg machen.

Halten Sie mich ruhig für überspannt oder verrückt – ich bleibe trotzdem dabei: Ich hatte kaum das Haus verlassen, da sagte mir eine innere Stimme: „Deine Mutter muß nicht in diesem Zustand sterben. Hilfe ist möglich.“

Das war wie eine innere „Eingebung“. Marien-Krankenhaus. Dr. Lütjohann hatte dort nach einem schweren Bergunfall meine zertrümmerten Füße wieder so zusammengeflickt, daß äußerlich nichts zurückgeblieben ist. Trotz meiner 62 Jahre laufe ich „fit wie ein Turnschuh“.

Anruf bei Oberin Schwester Ansgara. Keine halbe Stunde später war meine Mutter im Marien-Krankenhaus. „Wir machen, was wir können“ sagte mir ein älterer Arzt, den ich schon oft gesehen hatte. Immer in Eile. Gekräuselte Stirn, Hände in den weißen Kitteltaschen (dazu Zeichnung auf Seite 183). So sauste er über die langen Flure des Marien-Krankenhauses.

Jetzt soll mir bloß keiner mit dem Satz kommen, wie schrecklich es sein muß, als Patient an Schläuchen zu hängen. Ich habe das Gegenteil erlebt. Der Arzt mit Kräuselstirn legte meiner Mutter eine sogenannte PEG-Ernährungssonde. Das ist nicht dieser gräßlich anzusehende Schlauch, der durch die Nase bis zum Magen geht. Davon sind die meisten Ärzte längst „ab“. Über längere Zeit reizen sie die Schleimhäute, können Druckgeschwüre verursachen und werden von Patienten oft wieder selbst rausgerissen. Eine PEG-Sonde ist die Alternative. Nur der Vollständigkeit halber, auch wenn Sie mit der „Übersetzung“ von „PEG“ trotzdem nicht viel mehr anfangen können: „perkutane endoskopische Gastrostomie“. So steht es in Ärzte-Lehrbüchern. Zur Erleichterung der Atmung bekam meine Mutter eine Sauerstoffmaske. Von wegen schrecklich. Mag sein, daß all diese Apparaturen nicht schön aussehen. Ganz anders aber das Resultat: Es dauerte nur drei Tage – und meine Mutter, die ich auf ärztlichen Rat „loslassen“ und „sterben“ lassen sollte, erholte sich zusehends. Das Sauerstoffgerät verschwand, die PEG-

Sonde blieb. Aber die störte nicht. Die Sonde war durch einen kleinen Schnitt – unter örtlicher Betäubung – von außen durch die Bauchdecke im Magen direkt platziert worden. Und tropf, tropf, tropf – mit dieser neuen Form der künstlichen Ernährung kehrten die Lebensgeister meiner Mutter zurück. Inzwischen war es August – und sie war sicher: Weihnachten feiern wir wieder zu Hause.

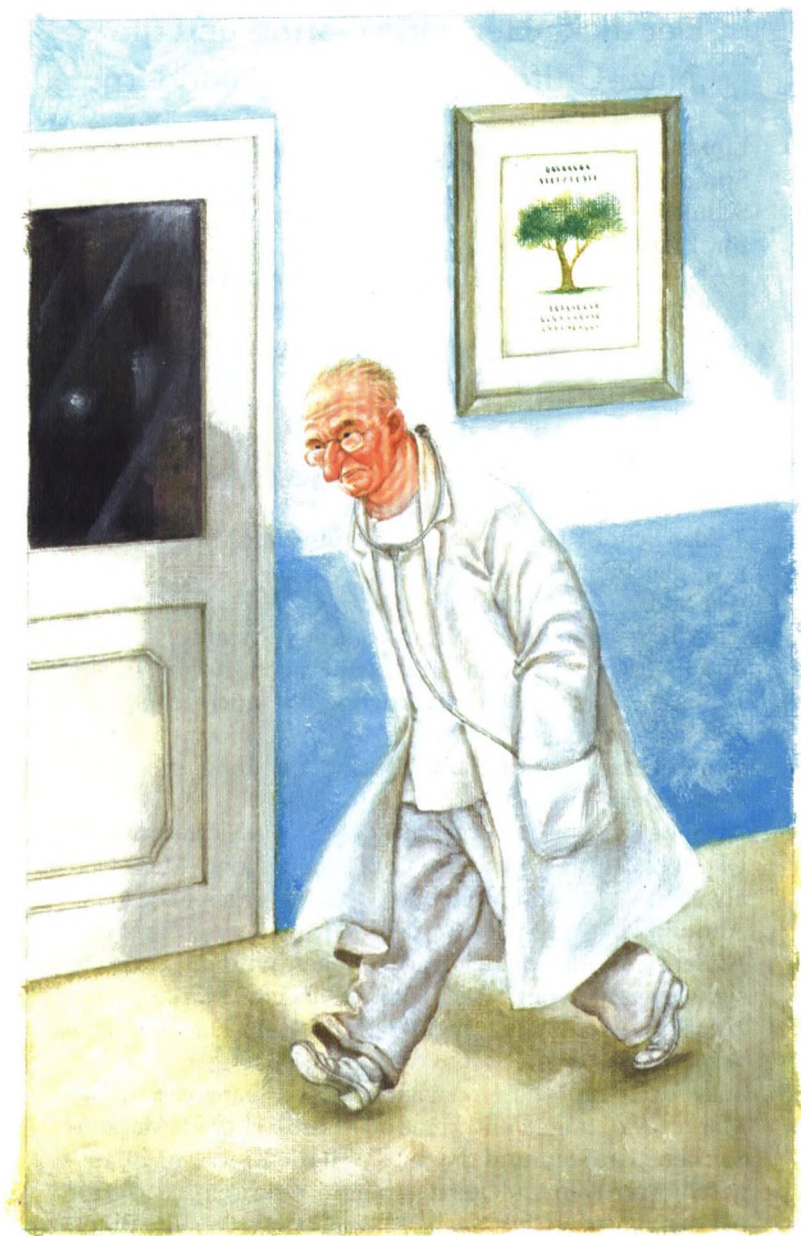
Meist ließ ich die Arbeit Arbeit sein und besuchte meine Mutter, dankte Gott für diese Hilfe, die andere Ärzte offenbar für „überflüssig“ hielten oder nichts davon wußten. Die zweite Version – „nichts davon wußten“ – bezweifle ich eher.

Meine Mutter lebte noch drei Monate. Kein Leiden, keine Atemnot, ausreichend ernährt. Hin und wieder besorgte ich ihr heimlich ihr Lieblingsgericht „Matjes“, diese norddeutsche Fisch-Spezialität. Sie konnte wieder kauen, schlucken.

Dann am 20. August 2001 – da wurde sie müde, sagte noch etwas zu mir und schlief für immer ein. „Horror“ durch Apparate-Medizin? Ich habe das Gegenteil erlebt.

Dem Marien-Krankenhaus bin ich – nicht erst seitdem – in großer Freundschaft verbunden. Nicht nur über dem Eingangsportal steht eine Marien-Figur. Auch in der kleinen Kapelle, 1. Etage. Eine hölzerne Maria mit hölzerner Krone. Obwohl ich evangelisch bin – komme ich am Marien-Krankenhaus vorbei Zeit für ein Dankgebet vor der Maria die nehm' ich mir immer manchmal sogar die Zeit, als „Lutheraner“ teilzunehmen an einem katholischen Gottesdienst in diesem Krankenhaus am Sonntag, immer um 10 Uhr.

Irgendwann – da lief mir auch der eilige Arzt mit den Falten auf der Stirn wieder über den Weg. Ich stoppte ihn und sagte „Danke“. Er blickte mich nur kurz an, war – wie immer in Gedanken – erkannte mich natürlich nicht, antwortete nur kurz: „Ja, ja – wir machen, was wir können“ dann sauste er weiter.



Der dicke Hermann Göring und die „Nazi-Uniformen“ von Schulkindern

Linke Logik – die treibt manchmal verrückteste Blüten. Sprechen Sie einmal mit einem Linken über „einheitliche Schul-Kleidung“ bei Kindern zur Abschaffung der für Eltern kaum noch zu zahlenden „Marken-Klamotten“ – ohne die ein Kind aus einem normal-verdienenden Haushalt von Klassenkameraden manchmal nur noch mit gerümpfter Nase angesehen wird.

Da wird „Onkel Adolf“ aus dem „1000jährigen Reich“ plötzlich zum Argumente-Lieferanten der Linken. Das geht so:

1. Schul-Kleidung gleich Schul-Uniform.
2. Bei den „Nazis“ gab es Uniformen.
3. Also Schul-Kleidung, gleich Schul-„Uniform“, Uniform gleich Nazi. Prost Mahlzeit.

Wer kommt bei solch einer „Logik“ noch mit?

Ich finde einheitliche Schul-Kleidung wunderschön – und mit „Nazis“ hat das überhaupt nichts zu tun. In den 12 Jahren der NS-Diktatur trugen zwar auch Kinder als „Pimpfe“ oder „Hitler-Jungen“ braune Uniformen – doch es gab keine vorgeschriebene Schul-Kleidung, schon gar keine Schul-„Uniform“.

Aber heute gibt es vorgeschriebene Schul-„Uniformen“. Die werden den Kindern von erwachsenen Menschen aus der Werbe- und Modebranche diktiert. Ich habe keine Ahnung von „In-Marken“, deren Firmen-„Logo“ auf den Außenseiten der Bekleidung getragen wird um zu signalisieren „teuer“. Nicht „teuer“, keine „Marke“, ohne „Marke“ – der gehört „nicht dazu“. Lehrer klagen immer wieder darüber, daß Kinder aus der Klassengemeinschaft ausgeschlossen werden, weil sie keine Jeans der teuren Marke „XY“ tragen und keine 500-Euro-Schuhe – Markenzeichen „Graf auf und davon“. Weil die Kinder nicht ausgeschlossen sein und „dazugehören“ möchten Terror bei den Eltern. „Ich brauche“ Oft verzweifelte Bitten



der regelrecht unter Druck stehenden Kinder – bei Eltern, die solche Wünsche überhaupt nicht erfüllen können. Wir hatten andere Sorgen in der Nachkriegszeit, waren froh, wenn wir überhaupt „Klamotten am Hintern“ hatten wie es damals in Norddeutschland hieß. Was – um alles in der Welt – haben die „Nazis“ mit einheitlicher Schul-Kleidung zu tun?

„Hääärmann heeeßt er, Hääärmann heeeßt er“ krährte die Berliner Volkssängerin Claire Waldorf zu Beginn der Nazizeit in einem Gassenhauer. „Reichsmarschall“ Hermann Göring fühlte sich persönlich getroffen. Großes Problem für die kleine Claire. Der berühmteste Uniform-Liebhaber Adolf Hitlers muß offenbar noch heute dafür herhalten, daß deutsche Schulkinder keine einheitliche Schul-Kleidung tragen dürfen, deswegen von Mitschülern terrorisiert werden und danach den Terror dann zu den Eltern tragen: „Ich brauche, ich muß unbedingt.“ Linker Terror, obwohl es doch die Linken waren, die das Wort vom „Konsum-Terror“ erfunden haben.

Ich hab’ viel gesehen von der Welt. Das brachte mein Beruf so mit sich. In Afrika gab es keinen „Adolf“ und kein „1000jähriges Reich“, aber hübsche Schul-Kleidung bei den Kindern. Blaue Hosen und weiße Hemden für die Jungs. Blaue Röcke und weiße Blusen für die Mädchen. Gleiche Farben bei Schulkindern in Thailand (Zeichnung auf Seite 185). Andere Farben, aber nicht weniger hübsch – in der Türkei. Schulen in England, Kanada, in den USA. Überall habe ich Schul-Kleidung gesehen. Aber nichts von „Marken-Terror“ erfahren, auch nicht gehört, daß Schulkinder auf dem Weg von jugendlichen Schlägerbanden überfallen und verprügelt wurden, um die teuren „Marken“-Klamotten zu klauen.

In Deutschland gibt es nur hin und wieder mutige Lehrer, die sich von der „Nazi-Totschlag-Keule“ nicht beeindrucken lassen. Sie fragen die Klassengemeinschaft: „Wer ist gegen und wer ist für einheitliche Schul-Kleidung?“ Immer wieder das überraschende Ergebnis: Nahezu alle Kinder sind für einheitliche Schul-Kleidung. Und Schul-

leitung und Behörden: „Ja“ – dann plötzlich die „erstaunlichen Feststellungen“:

Die Kameradschaft und das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Klasse werden enger und besser.

Es gibt keine „ausgeschlossenen“ Kinder mehr, deren Eltern bei dem Marken-Wahnsinn finanziell nicht mithalten können.

Keine Überfälle mehr – mit geraubten 500-Euro-Schuhen oder „nur“ 150-Euro-Jeans.

Adolf Hitler und sein dicker uniformverrückter „Reichsmarschall“ die schmoren sicherlich schon lange da – wo ich nicht hinmöchte. Es wird die beiden von gestern freuen, daß die Linken von heute mit „Nazi-Parolen“ immer noch Politik machen bis rein in die Familien.

Glaube, Hoffnung, Liebe und das Schicksal eines kleinen Tsunami-Jungen

40 Jahre verrücktes Berufsleben als Journalist. Berichte „ganz unten“ über Elendsviertel in Argentinien, Afrika – aber auch Europa. Keine nüchterne „Reporter-Distanz“. Reportagen-Notschreie aus kambodschanischen Flüchtlingslagern. Ich sah Kinder zu Skeletten abgemagert im Schlamm sterben. Die Zeit des Massenmörders und Steinzeit-Kommunisten Pol Pot. Mit meinen Artikeln, Briefen und Büchern funkte ich weltweit SOS, als ich die eingesperrten und sterbenden Kinder Rumäniens entdeckte. Ceausescu – der größtenwahnsinnige Schuhflicker-Gehilfe im Schnellverfahren hingerichtet, gemeinsam mit Elena, seiner Frau, die viele für „noch schlimmer“ hielten. Nach dem Tod Enttarnung des roten Horror-Systems. Hölle auf Erden. Ich hab’ sie gesehen. In den „Kinderheimen“ Rumäniens. Irren-Anstalten für nicht gewollte Kinder, Sterbehäuser.

Reportagen „ganz oben“: Königshäuser, Präsidenten, Wirtschaftskapitäne. Doch die Schicksale „kleiner“ und oft ganz alltäglicher Menschen die haben mich immer mehr gefesselt als die der „oberen Zehntausend“.

Tief berührt hat mich die Geschichte eines kleinen Tsunami-Jungen aus dem Süden Thailands. Er hatte alles verloren: Eltern, Familienangehörige, Oma, Opa, selbst seinen kleinen Hund. Geblieben war ihm nur das nackte Leben. Und genauso fand ich ihn wenige Tage nach dem Tsunami am 26. Dezember 2004 auf den Trümmern des elterlichen Hauses im Süden Thailands. Die Hände gefaltet zum Gebet. Das Foto des einstigen Springer-Fotografen, Uwe Hempen, bewegte die Menschen, ging um die Welt. Sie sehen es noch einmal auf Seite 189 zu diesem Bericht. So eine Reportage geht jedem Leser tief unter die Haut. Aber sie zeigt, was wir als einzelne – als ganz einfache – Menschen alles tun können, um unsere schöne Welt auch ein ganz klein wenig besser zu machen. Und vor allem:

Dieser Bericht beweist eines: Glaube, Hoffnung, Liebe
..... das sind keine leeren Worthülsen aus einer uralten
Schrift, die wir Bibel nennen.



Zwei gigantische Killer-Wellen – danach Bilder wie aus Hiroshima

Die genaue Zahl der Toten bleibt ein Geheimnis des Meeres. Waren es 250.000, 300.000? Mehr, weniger? Beißender Geruch des Todes. Es dauerte Wochen, bis alle Opfer geborgen und vom Meer angespült worden waren. Inmitten des Infernos der kleine Prasert – damals 5 Jahre alt. In einem Trümmerfeld aus Holz, Dachpappe, Stroh. Die Hände zum stummen Gebet gefaltet. Ein deutscher Rot-Kreuz-Helfer, der mich zufällig kannte, bat: „Herr Siegerist, bitte, helfen Sie dem Kind.“ Er wußte: Ohne Hilfe ist der Junge verloren. Im lächelnden Urlaubsland wird nicht gern darüber gesprochen. Tabu. Aber als Helfer aus aller Welt die Trümmer beseitigten, die größte Not lindernten – da waren thailändische Banditen schon auf der Suche nach billigen Kinder-Arbeits-Sklaven für Hinterhof-Fabriken. Kinderhandel, Kinder-Prostitution. Wir fanden ein liebes und kinderloses Ehepaar. Neues Heim für den Jungen. Die AKTION REISKORN e.V. half finanziell. „In den ersten Monaten habe ich den Jungen nachts weinen gehört“ sagt seine neue Mama, die 31 Jahre alte Somsong aus einem Urwald-Dorf bei Khao Lak. Ferien-



Prasert und sein neuer Freund Kosai, einst Boxer, heute Taxifahrer. Kosai ist Nachbar von Praserts Eltern.



Bei meinem Besuch im Februar 2009 holte Prasert spontan Kerzen aus einer Schublade, zündete sie an und sprach ein Dankgebet für fremde Menschen in Deutschland, die ihm aus der Not geholfen haben.

insel Phuket, im Süden des Landes. Verdrängt, vergessen? Manchmal fragt der kleine Prasert: „Bist du meine richtige Mama?“ Fast sechs Jahre sind vergangen, seit zwei gigantische Killerwellen – eine davon 15 Meter hoch – die Familie des Kindes für immer verschluckten. Seitdem habe ich das Kind und seine neuen Eltern zweimal besucht. Beim zweiten Besuch entstanden diese Fotos.

Der schönste Tag im Leben des kleinen Tsunami-Jungen

Im Juni 2009 erneuter Besuch in Thailand. „Visite“ der Hilfsprojekte von AKTION REISKORN e.V. und Reportagen fürs DEUTSCHLAND-Magazin. Natürlich blieb ein ganzer Tag für Prasert und ich sagte dem inzwischen 11jährigen Jungen: „Heute ist dein Glückstag. Du kannst dir wünschen, was du möchtest. Ich werde es dir erfüllen.“ Halten Sie mich nicht für leichtsinnig: Vorher hatte ich mich bei der neuen Mama nach Praserts „größten Wünschen“ heimlich erkundigt. Und was für Wünsche das waren: Den größten Wunsch der Eltern hatten wir bereits erfüllt: Eine Pumpe am Brunnen, damit es im Haus fließendes Wasser gibt.

Schließlich rückte Prasert mit seinem größten Wunsch raus: „Ein richtiger Tisch mit Stühlen. Dann muß ich nicht mehr auf dem Fußboden liegen und dort meine Hausaufgaben schreiben, und wir können gemeinsam am Tisch sitzen und essen.“

Fürs Foto demonstrierte Prasert, wie es aussieht, wenn er mit seiner Schul-Kleidung aus der Schule kommt und auf dem Fußboden liegend seine Hausaufgaben macht, beobachtet von Mieze-Katze, die nachts neben ihm auf seiner Stroh-„Matratze“ schläft. Bast-Matte auf Brettern. Richtige Betten gibt es nicht im Urwald.

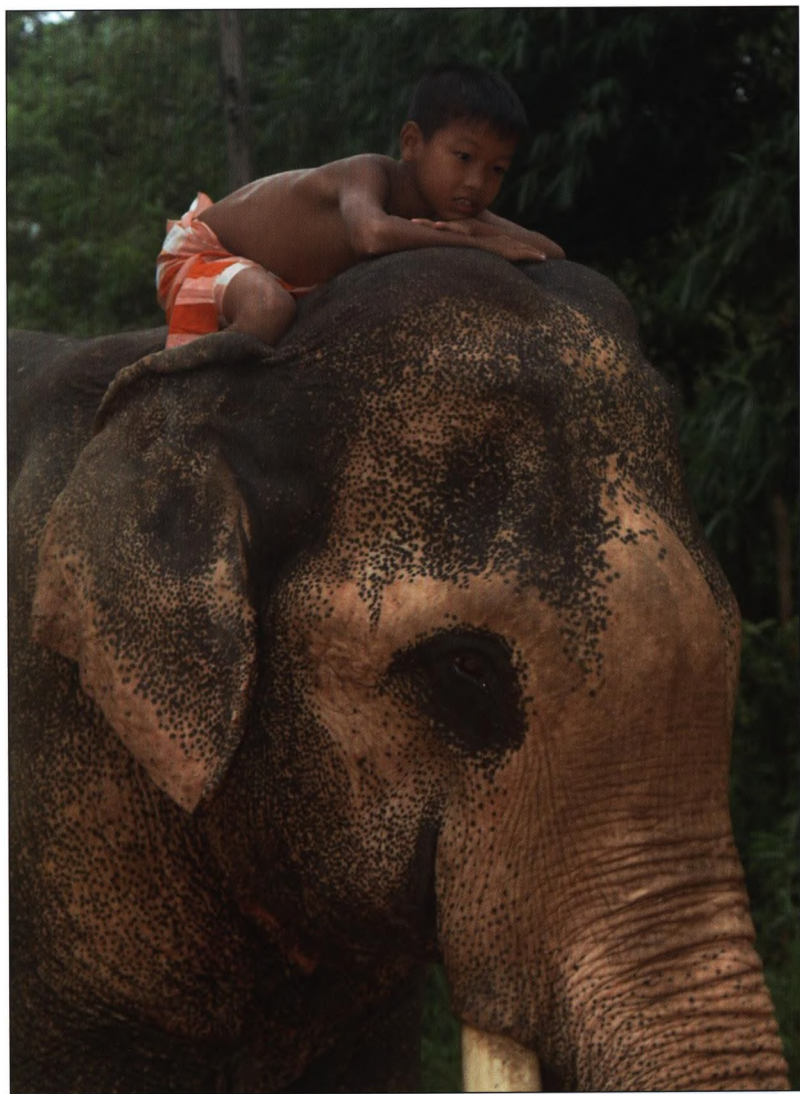


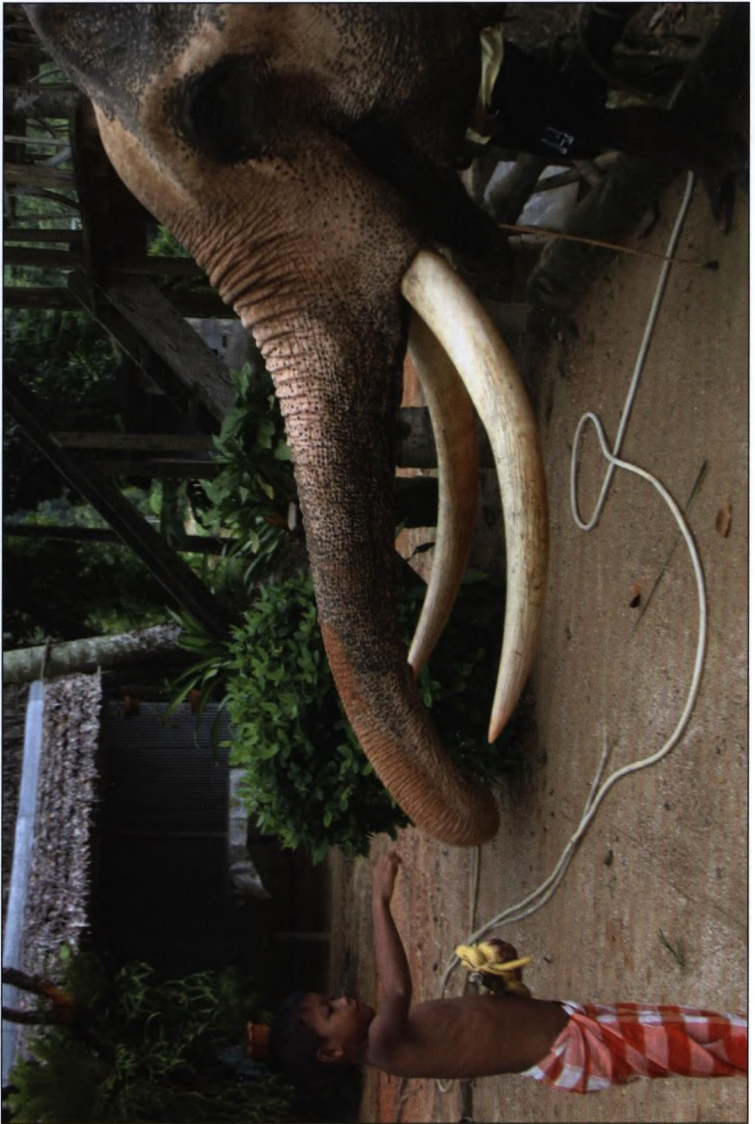
Wunsch Nr. 1 wurde erfüllt. Prasert durfte Tisch und Stühle selber aussuchen. Lieferung am selben Tag. Tisch und Stühle: Der größte Wunsch eines Kindes!!!

Nur einmal auf einem Elefanten reiten

Siam – so hieß Thailand bis in die „Dreißiger“. Damals war ein Elefant das National-Symbol im Staatswappen. Elefanten nach wie vor ganz besondere Tiere im Lande Königin Sirikits. „Weiß“ geborene Elefanten gelten als heilig, gehören „nur dem König“. In der Schule – da hatte Prasert den Film gesehen: „Dschungel-Buch“ von Walt Disney. Im Film das Urwald-Kind Mogli – sitzend auf einem Elefanten. Sogar „in ganz echt“ war ein Elefant mit Reiter am Bretterbuden-Wohnhaus von Praserts Pflegeeltern vorbeigezogen. Auf dem Rücken des mächtigen Tieres ein Junge – wie er selbst.

Prasert wagte es kaum, den Wunsch auszusprechen. Einmal auf dem Rücken eines Elefanten reiten. Versprochen ist versprochen. Auch dieser Wunsch wurde dem Kind erfüllt. Im Jeep über holprige und vom Monsunregen tief verschlammte Urwaldwege zum „Elefanten-Camp“. Gutmütige Arbeitstiere, die Holz transportieren. Der größte Elefant: Sambi, 48 Jahre. Ein Riesen-Schädel, Elfenbein-Stoßzähne so lang wie Säbel. Der kleine Prasert wie Walt Disneys Mogli aus dem Dschungel-Buch: Reiten auf einem Elefanten. Eine volle Stunde im Dschungel – festgehalten am Kopf des Tieres. Spürte Sambi das Fliegegewicht Prasert überhaupt?





Nach dem Elefanten-Ritt Spezial-„Bonbons“ als Dank für den Dickhäuter: Prasert durfte das Tier selber mit Bananen füttern. Das erste Mal auf solch einem Tier. Allein und keine Angst. „Na ja“, sagte mir Prasert, „immerhin bin ich ja auch schon 11.“

Nur einmal essen, wovon ich träume

Mittag war es geworden. Später Mittag. Prasert war zu schüchtern, um nach Essen zu fragen. Aber die Mama, die hatte mir „einen ganz besonderen Wunsch“ des Kindes verraten: Einmal in einem Restaurant sitzen und essen, was „gut schmeckt“, aber thailändische Kautschuk-Bauern aus dem Urwald nicht bezahlen können. Der Kilopreis für Naturkautschuk ist von über 100 Baht (Thai-Währung) auf weniger als 50 Baht gefallen. Umgerechnet: von 2,50 Euro auf knapp 1,25 Euro. Kautschuk-Bäume in der Nacht anzapfen, die milchige Flüssigkeit vor Sonnenaufgang einsammeln und zu Matten kneten. Davon lebt Navaluk (38), Praserts neuer Papa.

Dazu Hilfsarbeiten bei Farmbesitzern. Wenn der Monat „sehr gut“ ist, dann kommt Navaluk auf einen Monatsverdienst von durchschnittlich 60 Euro.

Hotel-Restaurant und der kleine Urwald-Junge? Wie hätte das gepaßt? Logisch: Ich wählte ein offenes Strand-Restaurant aus. Lieblingessen des Kindes: Gegrillte Hähnchenflügel, scharfer Mango-Salat mit sehr viel Chili, Rindfleisch-Suppe und natürlich „Cola“. Wie viel lieber hätte ich dem Kind Kokosnuß-Milch servieren lassen. Doch noch einmal: Versprochen ist versprochen.

Nie zuvor im Leben habe ich gesehen, daß ein so schwächliches Kind so viel essen kann. Ich beobachtete das Festmahl des Kindes nur aus dem Augenwinkel.

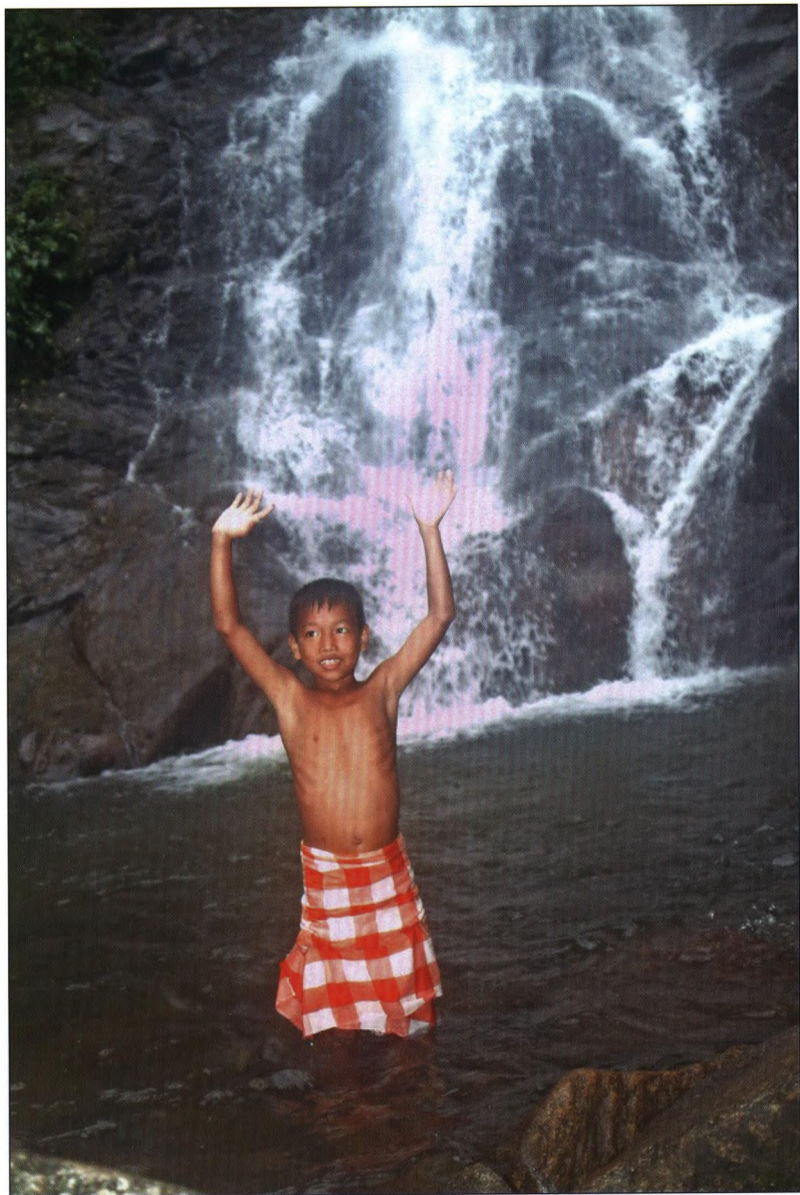
„War das toll“ sein Abschluß-Kommentar „nur schade, daß Mama und Papa nicht dabei waren.“ Für die hatte ich vorgesorgt, reichlich Lebensmittel im Kofferraum unseres Jeeps verstaut.

Baden unter einem Regenbogen

Heißer Tag, fast 40 Grad, staubige oder matschige Wege, durchgeschwitzt. Natürlich: Inzwischen gibt es im Haus von Praserts Eltern fließendes Wasser. Dafür hat die AKTION REISKORN gesorgt. Neue und starke Wasserpumpe und 200 Meter Rohre. Daran angeschlossen Praserts Haus und vier Häuser der angrenzenden Nachbarn. Alles in allem: 850 Euro. Fließendes Wasser! Für uns in Deutschland „normal“. In thailändischen Urwaldhütten verändert es das Leben der Menschen. Toilette, Küche, Dusche. Alles wird anders. Nur einmal den Hahn aufdrehen: Wasser. Es müssen nicht immer gigantische Summen sein, mit denen wir das Leben von „Menschen auf der Schattenseite“ sehr viel besser machen können.

Aber im thailändischen Werbefernsehen hatte Prasert gesehen, wie Kinder unter dem „Wasserfall des Regenbogens“ planschen, baden, schwimmen. Regenbogen-Wasserfall. Er heißt tatsächlich so, ist nur knapp 50 Kilometer von Praserts Haus entfernt. Schöner Fototermin fürs Buch dachte ich. Aber das Wasser war kalt und der Kleine in seinem Sarong – der bibberte nach wenigen Minuten vor Kälte. Wir verzichteten aufs Foto – direkt unter dem Wasserschwall.

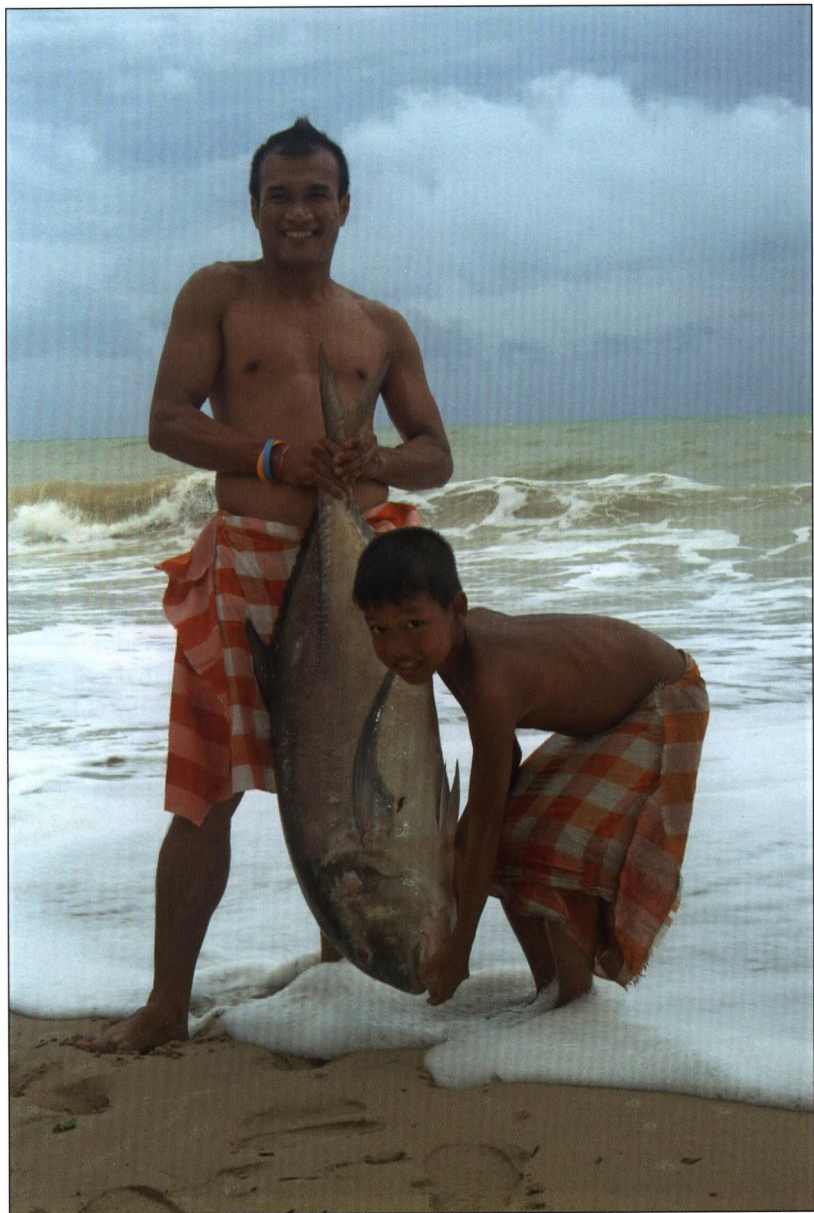
Trotzdem war Prasert glücklich. Einmal im Leben am Wasserfall des Regenbogens. Was alles würde er am nächsten Tag in der Schule erzählen können. Was ich nur ungern erzähle: Um Praserts Wünsche erfüllen zu können, war ein Tag Schulschwänzen notwendig. Der Schulleiter verzieh es mir als „Anstifter“, als ich ihm 1.000 Schreibhefte für die ärmsten Kinder seiner Schule kaufte.



Ein dicker Seebarsch und eine große Muschel für die kleine Ordensschwester

Wer möchte schon immer nur als „Bettler“ dastehen? Wem geholfen wird, der möchte irgendwann auch selber helfen. Ich habe es oft erlebt. Aber wie soll ein kleiner, armer Fischer-Junge, den es nach dem Tsunami vom Meer zu Pflegeeltern in den Urwald verschlagen hat, glaubwürdig „Danke“ sagen? Zu Praserts Wünschen an mich gehörte ganz zum Schluß auch dieser: „Ich möchte mich bei der Ordensschwester Supawadee bedanken.“ Die thailändische Schwester vom Orden der Salesianerinnen – die hat für Prasert und etwa 60 andere Urwaldkinder etwas Großartiges geschaffen. Sie und Pfarrer Suwat Luangsaat (40). Dazu die Leser des DEUTSCHLAND-Magazins und die AKTION REISKORN e.V.

Einmal in der Woche – immer am Sonnabend – da kommen die Kinder des Dorfes im kirchlichen Hilfsprojekt zusammen. Niemand fragt: „Bist du Christ, Buddhist, Muslim oder bist du Animist, der nur an Geister der verstorbenen Ahnen glaubt?“ Im Urwald-Hilfsprojekt von Phuket lernen die Kinder Malen, Nähen und Englisch, sie treiben Sport, lesen Bücher und können bald in einem Bildungszentrum auch dort stehende Computer bedienen. Die Kinder lernen, wie sie sich vor Malaria schützen müssen, daß eine Religion die andere achten muß, daß es nicht gut sein kann, daß schon 12jährige Kinder miteinander verheiratet werden und dann als Kinder weitere Kinder in die Welt setzen. Ohne Ausbildung, ohne Zukunft. Die Computer im eigenen Bildungszentrum machen die kleine Urwaldwelt plötzlich groß. Schwester Supawadee (50), die aus einer 13köpfigen Familie stammt und mit 20 Jahren katholische Ordensschwester im buddhistischen Thailand wurde: „Früher oder später kommen diese Kinder sowieso mit Computern in Verbindung. Aber in billigen Internetläden lernen sie nur Kriegs- und Killerspiele, werden in Computer-Zentren zu Drogen, Alkohol und Prostitution





verführt. Wir steuern dagegen an. Mit eigenen Computern und passenden Programmen.“

Sonnabend – das ist für unseren Tsunami-Jungen Prasert immer der „schönste Tag der Woche“. Keinen Sonnabend lässt er sich im kirchlichen Bildungszentrum entgehen. Schwester Supawadee hat den kleinen Mann ins Herz geschlossen – und Prasert sie. Deswegen seine Frage an mich: „Wie kann ich der Schwester danken?“

Die Antwort hatte ich schnell: „Du wurdest als Fischerkind geboren, hast am Meer gelebt. Schenke Dinge, die aus dem Meer kommen“ und die Augen des Kindes leuchteten. Dann sagte er fast flüsternd zu mir: „Darf ich ihr einen großen Fisch kaufen und eine besonders schöne Muschel?“ Wer hätte bei dieser Frage mit „Nein“ antworten können? 20 Kilo schwer war der Seebarsch, den wir am Strand von Khao Lak bei einem Fischer fanden. „Plakaphong“ sagen die Thais zu Seebarsch. Doch 20 Kilo schwer und glitschig. Prasert konnte diesen Fisch nicht einmal anheben, brauchte dazu die Hilfe des kräftigen Fischers.

Doch die wunderschöne Muschel, dekoriert mit einer bunten Blume, die überreichte Prasert Schwester Supawadee mit strahlendem Gesicht.

Übrigens: Der Fisch für die ganze Belegschaft des kirchlichen Hilfsprojektes den haben wir nachgeliefert. Verpackt in Eis und in einer großen Kiste aus isolierendem Kunststoff.

Eigentlich sollte dieser Bericht hier enden. Aber als wir Prasert am Abend bei seinen Eltern wieder abgaben da erfuhr ich noch diese Geschichte, die mich fast „umhaute“.

Am Strand auf die toten Eltern gewartet

Nach dem Tod der Eltern hat Prasert oft allein am Strand von Khao Lak gestanden, gehofft, daß die Wellen zumindest ein Familienmitglied zurücktragen würden. Mama, Papa, Oma oder Opa. Die Hoffnung gab der kleine Kerl nie auf. Eine Ur-Großmutter sollte es noch geben. Großmutter seiner Mutter. Aber auch die war nach dem Tsunami verschwunden, „von den Wellen mitgerissen“ sagten alle Nachbarn. Es waren doch so viele gestorben. Nicht nur Thai-Kinder wurden zu Waisen. Auch Klein- und Kleinstkinder mit blonden Haaren und blauen Augen auch solche Kinder blieben zurück, Kinder ertrunkener Touristen. Acht an der Zahl. Sie waren noch zu jung, um sprechen oder etwas verstehen zu können. Sogar ein Säugling dabei, vielleicht drei Wochen alt. Eltern? Unbekannt. Von den Killerwellen verschluckt. In der ganzen Welt suchten die thailändischen Behörden nach möglichen Familienangehörigen. Aber weder Schweden, Deutschland, die USA oder sonstige Länder, in denen „Kinder mit blauen Augen und blonden Haaren“ geboren werden Fehlanzeige. Königin Sirikit, die im Tsunami selber einen Enkelsohn verloren hatte, erfuhr vom Schicksal der „blonden Tsunami-Kinder“. Vielleicht im letzten Moment. Blonde Kinder – darauf hatten es Menschenhändler besonders abgesehen. Teuer verkauft – „zur Adoption freigegeben“. Königin Sirikit selber übernahm für die acht fremden Tsunami-Kinder die Patenschaften, ließ sie von lieben Menschen aus guten Thai-Familien adoptieren und kümmert sich persönlich um deren weiteres Leben. Irgendwann werden diese Kinder merken, daß sie anders sind als ihre thailändischen Spiel- und Schulkameraden. Sie werden ihre „Eltern“ fragen: „Seid ihr wirklich meine Eltern? Wo sind meine richtigen Eltern? Woher komme ich? Wer bin ich? Tsunami – was war das?“ Prasert war fünf, als der Tod aus dem Wasser seine Familie mitriß. Noch heute kann er sich an alle Familienmitglieder erinnern. Und eines Tages kam Praserts Lehrer auf



die Idee: „Es ist gut, wenn die Kinder einmal ein Altenheim in Phuket besuchen. Es ist nicht gut, wenn Alte und Junge getrennt sind. Familien gehören zusammen.“ Thai-ländische Tradition. Altenheime? Nur sehr, sehr selten. Klassenausflug ins Altenheim – Prasert dabei. Und dann das Wunder ja, für mich ein richtiges Wunder: Im Garten auf einer Bank sah er von der Seite eine alte Frau sitzen. Prasert stutzte, ging dicht heran an die „Fremde“, blickte ihr ins Gesicht und die runzlige Greisin dem Kind. Dann stammelte sie: „Prasert, bist du es? Prasert?“ Tränen zeigen vor anderen Menschen – das macht kein Thai. Doch plötzlich kullerten unserem kleinen Tsunami-Jungen Prasert ungebremste Tränen über die Wangen. Er hatte sie wiedergefunden. Seine 97 Jahre alte Urgroßmutter Tong Harntalay. Auch sie hatte gehört: „Keiner aus der Familie hat den Tsunami überlebt.“ Altenheim. Eine andere Alternative gab es nicht.

Heute lebt sie in einem Nachbarhäuschen von Praserts neuen Eltern. Mit dieser Geschichte und dem wunderschönen Bild dazu – Prasert und seine Ur-Großmutter wieder vereint – schließt dieses Kapitel. Danke, daß Sie wieder einmal „zugehört“ haben.

Zum Schluß meine Bitte: Unterstützen Sie manchmal die Arbeit von AKTION REISKORN e.V., mit der wir schon so vielen Menschen helfen konnten. Hier die Adresse und die Bankverbindungen: AKTION REISKORN e.V., Beethovenstraße 60, 22083 Hamburg, Telefon 040 – 299 44 01, Postbank Saarbrücken, BLZ 590 100 66, Konto 44 00 662.

Am Heiligabend 2008 in Lettland bekam ich den Satans-Gruß

Wahrscheinlich hätte ich der unverschämten, dummen Göre schlicht und einfach eine klatschende Ohrfeige verpassen sollen – oder einen kräftigen Tritt in den Hintern. Aber erstens war ich für einen Moment zu geschockt – und außerdem nicht sicher: Was bedeutet dieses Handzeichen, mit dem sie mir demonstrativ vor dem Gesicht rumfummelte, um sich von mir zu verabschieden? Der kleine Finger und der Zeigefinger – wie zwei Hörner – von der Hand abgestreckt, Daumen und die zwei Mittelfinger aufs Innere der Handfläche gedrückt. Heiligabend 2008 in Lettland. Drei total überfüllte Gottesdienste in unserer Soldaten-Versöhnungs-Kapelle auf dem Grundstück meiner lettischen Vorfahren. An die 300 Gäste. Eingeladen zum traditionellen Weihnachtsessen der Letten: „Graue Erbsen mit Speck“. In meinen Augen „Barbaren-Fraß“. Aber Tradition ist Tradition. All meine Verlockungen mit besseren Gerichten taube Ohren. Nein – es bleibt dabei: „Graue Erbsen mit Speck“. Mit leckeren Nachspeisen und einem Extra-Tisch, auf dem gebratene Hähnchen liegen, unterlaufe ich mit wachsendem Erfolg und klammheimlicher Freude den schon unappetitlich aussehenden und mehr als „bescheiden“ schmeckenden Weihnachts-Fraß der Letten, den sie so vehement verteidigen.

Auch mein ehemaliger Mitarbeiter Victor war gekommen – mit Frau und der 18jährigen Tochter Anna, Sorgenkind der Familie. Anna, inzwischen 18, sah gräßlich aus. Schwarze, um den Körper schlotternde „Grufti-Klamotten“, grell und häßlich geschminkt. Ihre Halskette: Ein auf den Kopf gestelltes Kreuz. Anna kam als Sorgenkind zur Welt. Schwerstbehindert, spastisch verkrampfte Beine, eine extrem stockende Aussprache. Sie war zwei Jahre alt – da stand Papa Victor mit dem Kind weinend in meinem Büro, im Zentrum Rigas: „Bitte, Joachim, hilf meiner Tochter.“ Erstens kann ich in solchen Situationen über-

haupt nicht „Nein“ sagen, und zweitens: Ich betrachte es als eine meiner wesentlichen Lebensaufgaben, anderen Menschen zu helfen. Die ärztliche Kunst für Behinderte im einstigen Ostblock schweigen wir besser. Woher nahmen die Kommunisten eigentlich die Unverfrorenheit, immer wieder von der „Überlegenheit des sowjetischen Gesundheitssystems“ zu schwadronieren? Poli-Kliniken in der einstigen „DDR“. Noch heute jubelt die deutsche LINKE über diese „Errungenschaft des Sozialismus“. Als 16jähriger Junge mußte ich in Nordhausen, im Ostteil des Harzes, wo ich mit Karin Schützenmeister meine erste „kleine Freundin“ hatte, nach einem Mini-Unfall in solch eine „Poli-Klinik“. Am liebsten wäre ich sofort mit dem nächsten Zug wieder gen Westen gebraust. Oder Fidel Castros „hochausgebildete“ Ärzte, die er „zur Unterstützung der USA“ mit gepackten Rucksäcken schon zur „Hilfe“ für die Opfer des 11. September 2001 in einem Stadion Havannas „filmreif“ in „Marschbereitschaft“ versetzt hatte. In kubanischen Krankenhäusern gibt es nicht einmal ein Krümelchen Aspirin, kaum steriles Verbandsmaterial, nicht mal „Hansaplast“. Andere „Medizin“? Werden Sie bitte nicht unverschämt Ausnahmen nur für Funktionäre oder Touristen. Die Touristen können dann im Westen davon berichten, wie „toll“ bei dem Dauer-Redner und Verbrecher Fidel das kubanische Gesundheitssystem ist. Mit seinen Ärzten beglückte Fidel Castro auch die einst mit ihm befreundeten Genossen im afrikanischen Namibia. Dafür gab es dann in unmittelbarer Nähe der Windhuker Bismarck-Straße auch eine „Fidel-Castro-Street“ – aber viele weinende Kinder. In Deutschland wird darüber diskutiert, ob ungehorsame und freche Kinder mit einem Klaps auf den Hintern bestraft werden dürfen oder nicht. Die schwarzen Namibia-Mamas haben eine simplere Erziehungsmethode. Parieren ihre Kinder nicht, dann droht Mama mit erhobenem Zeigefinger: „Du kommst zum kubanischen Arzt.“ Diese Drohung wirkt sofort. Die Kinder werden brav wie Lämmlein, vergessen übermütige „Bocksprünge“ auf Kommando.

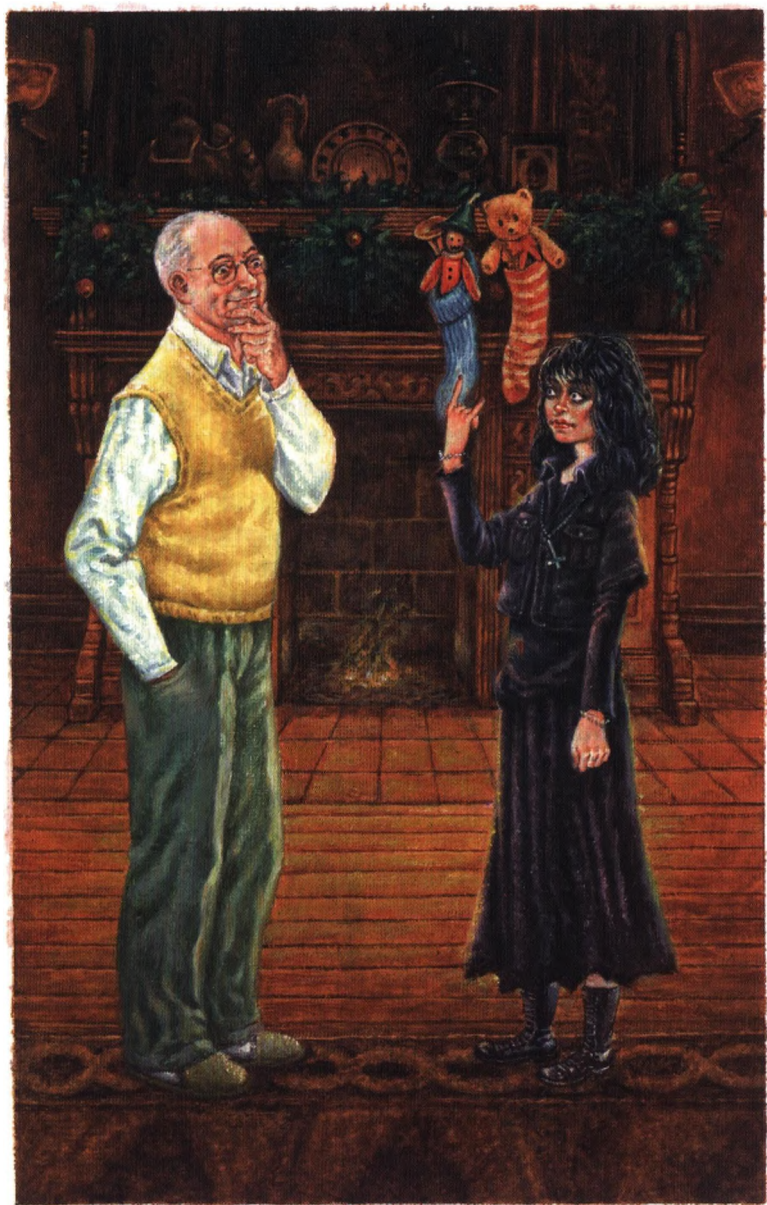
Spezialklinik in der Nähe von Bremerhaven. Irgendwie bekam ich das Geld für Annas erste Operation zusammen. Sprachtraining durch teure Logopäden. Nach jahrelangem Training brachte Anna logische und zusammenhängende Sätze über die Lippen. Geistig ist Anna völlig normal. Drei weitere Operationen an den Beinen folgten. Dazu Schienen. Anna war 6 Jahre alt, als sie die ersten Schritte ihres Lebens ging – aus eigener Kraft ohne Stock, Krücke oder „Rollator“.

Irgendwann fragte ich Annas Mutter: „Warum kam Anna eigentlich so stark behindert zur Welt?“ Die Antwort haute mich fast um. Einmal weil sie so „selbstverständlich“ kam wie ein Gespräch übers Wetter und zum anderen, weil nicht einmal ein Unterton von Bedauern oder Reue in der Stimme mitklang. Fast beiläufig antwortete sie auf meine Frage: „Abtreibung. Achtmal ging das gut. Bei der neunten Geburt war es zu spät. Deswegen die Probleme mit Anna.“ Auch das gehörte zu den „Fortschritten“ sowjetischer Medizin. Babymord im Mutterleib war so „normal“ – wie das Schneiden von Finger- oder Fußnägeln. 110 Millionen Menschen wurden „zum Wohl“ des Kommunismus umgebracht. Warum moralische Skrupel bei einigen Millionen Babys? Das Umbringen ungeborener Babys – sind wir „Westler“ da viel besser?

Ich erinnere mich noch an ein großes Titelbild des STERN vom einstigen Chefredakteur und NS-Top-Propagandisten Henry Nannen: „Mein Bauch gehört mir“. Frauen bekannten sich im STERN öffentlich zur „Abtreibung“. „Die Frau entscheidet allein, was aus dem Baby wird.“ „Human“ und „modern“ war das. In der Zeit, als Henry Nannen die von ihm verfaßte Hitler-Propaganda mit „glühender Feder“ schrieb da war es „human“ und „angebracht“, behinderte Menschen zu vergasen oder „abzuspritzen“. Wo sind die Grenzen bei diesen als „liberal“ verkauften „Kindermorden“, die natürlich mit feineren Worten ummäntelt werden – wie zum Beispiel „Schwangerschaftsunterbrechung“? Irgendwann geht es auch Oma und Opa an den Kragen. Wer garantiert, daß

nicht eines Tages wieder andere „moderne“ Menschen kommen, die mit geschliffenen Worten die Welt davon überzeugen, daß das Leben im Alter doch „keinen Sinn“ mehr macht – nicht mehr „lebenswert“ ist? Spritze – ab in die Gruft. „Modern“. Im deutsch-holländischen Grenzgebiet gibt es jetzt schon viele alte Holländer, die aus Angst vor dieser „Humanität“ holländische Altenheime verlassen und an deutsche Pforten klopfen. Babymord im Mutterleib ist und bleibt für mich eine der größten Schändlichkeiten unserer Zeit. Die meisten Begründungen dafür sind verlogen, durchsichtig, ja bösartig. „Wie kann man es verantworten, in der heutigen Zeit noch Kinder in die Welt zu setzen?“ Jammern auf hohem Niveau. Ich bin Jahrgang 1947. Meine Eltern hätten damals Angst vor der Zukunft ihres Kindes haben müssen. Deutschland lag in Schutt und Asche, die Nation hungerte, war geächtet. Aber ich kam zur Welt. Als Wunschkind, Symbol für den Beginn eines neuen und besseren Lebens. Zum Glück gab es damals noch nicht die heute übliche Egoisten-Einstellung, die den Mord an Ungeborenen begünstigt. Aber wer hinterfragt heute noch den ganzen linken Mist? „Mein Bauch gehört mir“. Gibt es da nicht auch noch den Vater? Gibt es da nicht auch noch das Kind selbst? Gibt es da nicht auch noch jemanden „von ganz oben“, der dafür gesorgt hat, daß unser schöner Planet überhaupt von uns Menschlein bevölkert wird?

Doch zurück zu Anna und ihren zu Hörnern gespreizten Fingern. Sandis Ratnieks, junger Pfarrer an unserer Kapelle, kannte das Symbol, hatte die Verabschiedung des Mädchens von mir beobachtet und klärte mich auf: „Diese Handhaltung soll als Erkennungsmerkmal den Teufelskopf mit seinen Hörnern darstellen. So wie Anna angezogen war – sie wird sich einer Satans-Sekte angeschlossen haben.“ Die Antwort war für mich nur schwer verdaulich. Wieviel Liebe, Geld und Sorgen hatte ich in dieses Mädchen gesteckt, um ihm ein besseres Leben zu ermöglichen. Ich weiß, daß fast alle enttäuscht werden, die nur helfen, um Dankbarkeit zu ernten. Ich habe mir da eine Einstellung



zurechtgelegt, mit der ich gut leben kann: „Wer zehnmal hilft, der hilft neunmal den Falschen. Aber die eine richtige Hilfe, die rechtfertigt die neun gezogenen Nieten.“ Ich habe noch nicht erfahren, wer oder was Anna in diese furchtbare Richtung gedrängt hat. Aber ein Satanszeichen in der Heiligen Nacht – als Verabschiedung ich gestehe es ein, daß ich so dachte: „Warum hast du diesem Mädchen geholfen? Von den vielen, vielen Operationskosten, die ich mühsam über „meine“ AKTION REISKORN und gutmütige deutsche Ärzte zusammengebettelt hatte wie vielen anderen Menschen in Not hätte ich damit helfen können? Ohne Satansgruß in der Heiligen Nacht. Den 24. Dezember 2008 in Lettland vergesse ich nicht so schnell.

Ich bin kein abergläubischer Mensch, weiß aber aus eigenem Erleben, daß Satan auf dieser Welt existiert. Für die Satanssekten gibt es sogar ein Zentrum. Es nennt sich offen und deutlich „Satanskirche“. Am 30. April 1966 wurde sie in San Francisco gegründet. Diese internationale Organisation ist in den USA offiziell als „Kirche“ anerkannt, verzichtet jedoch auf die ihr rechtlich zustehende Steuerbefreiung. Nicht aus Großzügigkeit, sondern aus Sorge bei Überprüfungen wegen der Verwendung ihrer Finanzen. Inzwischen hat die internationale Satanskirche ihren Sitz nach New York verlegt.

Diese „Kirche“ hat sogar eine Art „Bibel“ wie sie es nennt. Darin hat sie neun satanische Grundsätze verfaßt. Nur soviel daraus: Das „7. Gebot“ aus dieser Teufelschrift: „Der Mensch ist lediglich ein Tier unter Tieren.“ Mindestens ebenso „dick“ das „8. Gebot“: „Satan bedeutet Sünde. Aber Sünde ist gut. Denn sie führt zu physischer, geistiger und emotionaler Erfüllung.“

Ich bin Journalist, kein Theologe, kann bei Satans-Diskussionen nur bedingt mithalten. Aber das weiß ich: 1. Satan ist kein Aberglaube. Satan existiert. 2. Es gibt immer mehr junge Menschen, die den Satanssekten verfallen. 3. Nicht nur die gespreizten Finger der behinderten Anna sind sichtbare Zeichen von Teufelssekten. Auch die Zahl 666 ist

es. In der Bibel wird es so beschrieben: Offenbarung 13, 18: „Wer Verstand hat, der deute die Zahl des Tieres; denn es ist die Zahl eines Menschen, und seine Zahl ist 666.“

4. Kinder von Eltern, die aus Karten, Kaffeesatz, Knochen oder anderen Dingen die „Zukunft“ lesen können, sind extrem anfällig für den Satanskult, die Kartenleger selber natürlich noch viel mehr. 5. Junge Leute, die sich manchmal gedankenlos aus „Modegründen“ ein auf den Kopf gestelltes Kreuz umhängen, obwohl sie selber keine Satanisten sind, sollten daran denken: Verniedlichend wird dieses Kreuz als „Kreuz des Südens“ bezeichnet. Reine Tarnung ist das. Es symbolisiert die Verspottung und Ablehnung des christlichen Kreuzes. Früher war das anders. Da galt das umgedrehte Kreuz sogar bei Christen viel. Sie sahen darin das sogenannte „Petrus-Kreuz“. Petrus wurde von den Römern mit dem Kopf nach unten gekreuzigt, weil er es als Ehre angesehen hätte, wie Christus mit dem Kopf nach oben ans Kreuz geschlagen zu werden. Heute tragen dieses Kreuz aber nur gedankenlose junge Leute – aus den genannten Modegründen – überwiegend aber Menschen, die entweder selber zu Satanssekten gehören oder aber mit dem umgedrehten Kreuz ihre Abneigung gegen Kirche und Christentum zum Ausdruck bringen wollen. Gewollt oder ungewollt – nach außen erscheinen sie dadurch aber als Satanisten.

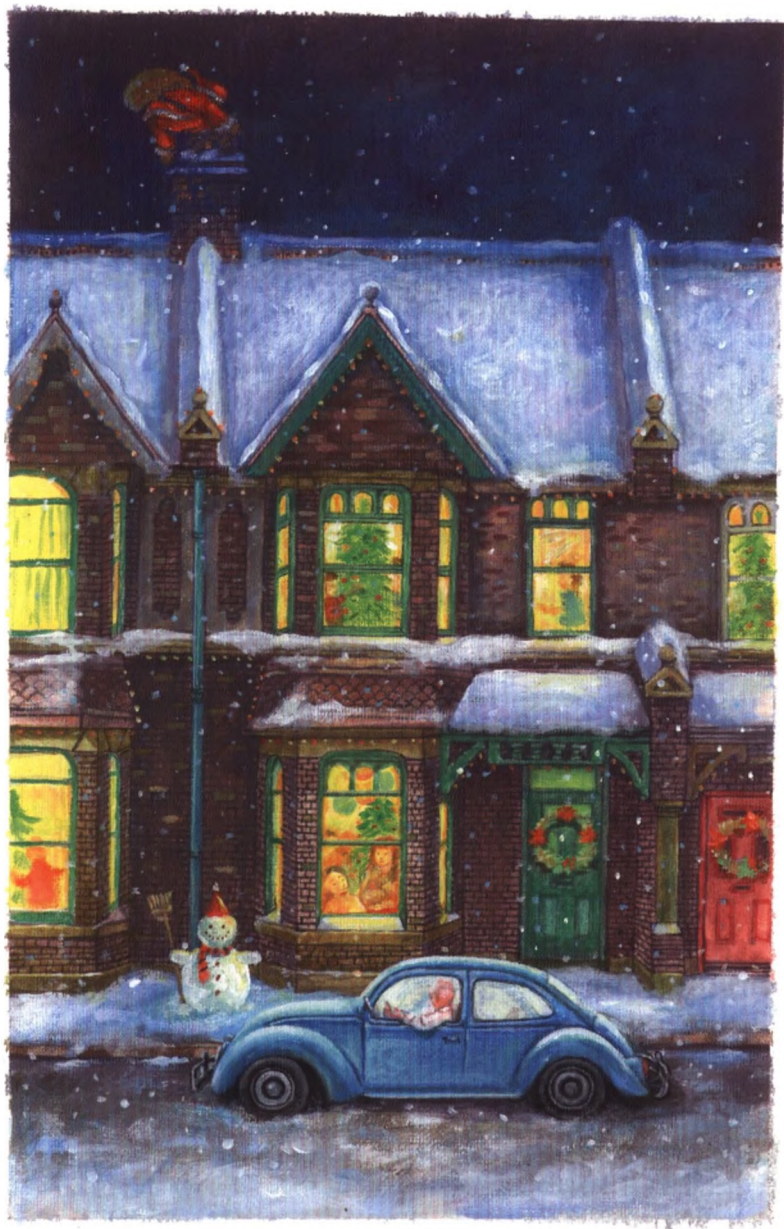
„Geht die Jugend zum Teufel?“ las ich vor einigen Wochen in einer evangelischen Kirchenzeitung. Nein – das glaube ich nicht. Sehe ich mir die jugendlichen Massen an, die einst den polnischen Papst – und jetzt den deutschen Benedikt – wie einen Popstar feiern und beklatschen dann denke ich im stillen: „Eher geht unsere Politik zum Teufel – die Mehrheit der Jugend nicht.“

Nehmen Sie mir den letzten Satz nicht übel – aber das ist mein Temperament: Hätte ich die gespreizten Finger von Anna am 24. Dezember 2008 in Lettland als Satansgruß erkannt ich hätte dem Mädchen vor allen Leuten wirklich links und rechts „eins geklatscht“.

So war es und so bleibt es: Der schönste Weihnachtsbaum der Welt

Beschönigen läßt sich da nichts: Der gekaufte Weihnachtsbaum war eine miese und häßliche Krücke. Schief gewachsene Spitze, fehlende oder angeknickte Zweige – und außerdem fing er schon an zu nadeln. Was kann das schon für ein Weihnachtsbaum werden, der bereits am 24. Dezember erste Nadeln verliert? So war es in meiner Familie in der Nachkriegszeit fast immer. Der am Heiligabend besorgte Baum war häßlich, im allerallerletzten Moment, Minuten vor Marktschluß, gekauft aber gerade deswegen billig. Übriggebliebener „Christbaum-Schrubber“, der sonst auf dem Müll gelandet wäre.

Doch 1. Unsere Weihnachtsbäume kosteten nie mehr als 7 Mark – und 2. Mein Bruder Manfred, 9 Jahre älter als ich, war ein Weihnachtsbaum-Künstler. Er bohrte Löcher in den Stamm, versetzte dicht gewachsene Zweige an kahle Stellen, schiente mit gespaltenen Holz-Stückchen gebrochene Äste – und schaffte es sogar, irgendwie mit hartem Draht und einem kleinen Eisenröhrchen die krumm gewachsene Gammel-Spitze in eine kerzengerade Parade-Spitze umzuwandeln. Das bekam ich alles noch mit. Dann mußte ich raus aus dem Wohnzimmer. Durchs Schlüsselloch peilte ich trotzdem und Jahr für Jahr wiederholte sich das gleiche Weihnachtswunder. Meine Mutter hatte über den Krieg hinaus herrlichen, noch mundgeblasenen Christbaumschmuck gerettet: Paradiesvögel mit wippenden Federschwänzen, Kugeln – so bunt wie ein Regenbogen und silbernes Lametta. Silbernes Lametta sollte im Kerzenlicht glitzernde Eiszapfen vorgaukeln. Weiße Kerzen auf Aluminiumhaltern, kleine Engel mit „echten“ Plastik-Haaren, Schokoladen-Kringel mit bunten Streuseln drauf und als Krönung eine goldene, hauchdünn mundgeblasene Christbaum-Spitze. Zum Schluß kam immer noch ein wenig Haarspray auf den ganzen Baum. Angeblich nadelte der Baum dann weniger, und hinterher mußten beim Ab-



schmücken des Baumes nicht allzu viele Nadeln aus dem natürlich ebenfalls in den Baum gelegten „Engelshaar“ gefieselt werden. Dann bimmelte ein kleines Glöckchen aus Messing – und die Tür ging auf. Aus der „Krücke“, dem alten Christbaum-Schrubber, war für mich als Kind der schönste Weihnachtsbaum der Welt entstanden und ich vergaß vor Staunen sogar für einige Minuten die unter dem Baum liegenden Geschenke. Das Schielen durchs Schlüsselloch hatte mir ja nur Teile des Baumes gezeigt nicht seine ganze Pracht. Gut 55 Jahre ist das her doch meine Liebe für Weihnachtsbäume ist ungebrochen, fast ein „Tick“ – aber, wie ich meine, „ein liebenswerter Tick“. Lassen Sie uns gemeinsam ein wenig über Weihnachtsbäume plaudern.

Eine traurige Weihnachtsbaum-Geschichte erlebte ich als 11jähriger Junge in Bremen. Einige Häuser weiter in der Finkenau wohnte „Julian“. Seine Eltern Zeugen Jehovas, die Julian streng in diesem Glauben erzogen. „Weihnachtsbäume sind eine Sünde. Bei uns gibt es keinen Weihnachtsbaum“ hatten sie dem Kind eingetrichtert. Aber Julian liebte Weihnachtsbäume. Wie jedes Kind. Zeuge Jehovas hin – Zeuge Jehovas her. „Hoch und heilig und für alle Ewigkeit“ mußte ich Julian versprechen, nicht zu verraten, daß wir zwei Steppkes gemeinsam unter „meinem“ Weihnachtsbaum gesessen und alle Kerzen auf einmal angezündet hatten. Soviel Glitzern und Blinken. Mein Freund Julian staunte. Als „Weihnachtsgeschenk“ fummelte er zwei leicht verkrümelte HB-Zigaretten mit Filter aus seiner Hosentasche. Die hatte er seinem strengen und fanatischen Vater aus dem Schrank geklaut, als der wieder einmal mit der Jehova-Zeitschrift „Wachturm“ in beiden Händen „missionierend“ an einer belebten Bremer Straßenecke stand. Aus dem Rauchen wurde nichts. Nach drei, vier tiefen Zügen sagte Julian: „Äh, mir wird schlecht.“ Mir auch. Ich wollte es nur nicht zugeben, weil ich mit 11 Jahren natürlich schon „ein ganzer Mann“ sein wollte.

Ich liebte unseren Weihnachtsbaum, Julian liebte den Weihnachtsbaum, und mein Hund Flirt liebte den Weihnachtsbaum nicht weniger. Nicht so, wie Sie jetzt vielleicht denken. Von wegen: Beinchen heben. Flirt war zwar eine Promenadenmischung zwischen Schäferhund und vermutlich Collie-Hund aber ansonsten ein „Hunde-Feingeist“, den ich mir für fünf Mark in einem Barackenlager in der Nähe der Bremer Werft „AG Weser“ kaufen durfte und ihn allen Freunden und Nachbarn als „sehr wertvolles und absolut reinrassiges Tier“ vorgestellt hatte. Was Flirt am Weihnachtsbaum reizte – das waren die bunten Schokoladen-Kringel – mit dünnen Drähtchen an den Zweigen befestigt. Deswegen Tür zu – „der Hund kommt nicht ins Wohnzimmer“. Promenaden-Mischung „ja“ – aber dumm „nein“. Flirt paßte immer eine günstige Gelegenheit ab: Mit den Vorderpfoten auf den Türgriff springen, eine Pfote hinter die nach außen zu öffnende Tür – schon war er dran am Weihnachtsbaum. Das Kringel-Abziehen war schwerer als das Türöffnen. Da mußte schon ein wenig gezerrt werden. Das bekam dem Weihnachtsbaum nicht gut. Er fiel krachend um – Flirt flüchtete zwar mit einem Schoko-Kringel, aber einige Kugeln und Engel gingen dabei zu Bruch. Resultat: Da alle vier Geschwister dagegen waren, Flirt in seine Hütte auf dem Hof zu verbannen, mußte die Wohnzimmertür in der Weihnachtszeit immer abgeschlossen werden. Schlüssel im Schlüsselloch umdrehen – nein, das schaffte selbst mein Flirt nicht, obwohl ich ihn natürlich überall als den „klügsten Hund weltweit“ anpries.

In Hamburg habe ich eine Wohnung mit hohen Decken. Jahr für Jahr kaufe ich mir eine große Nordmann-Tanne. Die darf keiner schmücken außer mir selbst. Auf einem Weihnachtsmarkt in Mölln habe ich mir vor Jahren zum Spottpreis antiken Christbaumschmuck gekauft. Junge Leute ohne Verstand und Gefühl wollten „den alten Ramsch“ von der verstorbenen Großmutter so schnell wie möglich loswerden. Ich schenke gern und mit Freude ande-

ren Menschen. Bei mir selber bin ich geizig. Meine Schuhe und „Klamotten“ trage ich so lange, bis meine Mitarbeiter sagen: „Du sammelst und kaufst so viel Bekleidung für arme Menschen in Lettland und Rumänien. Ganz so arm bist du doch nicht. Wie ist es mit ein Paar neuen Schuhen, neuen Jacken, Hemden und Hosen für Joachim?“ Es ist aber nicht „Geiz an mir selbst“, weswegen ich so ungern einkaufe. Ich möchte am liebsten immer die gleichen Hemden tragen (weiß und kariert), immer dieselben Hosen gleicher Marke, dunkelblau, schwarz, höchstens grau oder braun. Na ja – und so weiter. Aber oft ist mein Geschmack „außer Mode“ und ich gestehe ein: Ungern gewöhne ich mich an neue Mode. Nicht so auffällig und bequem – das ist Bekleidung, die ich am liebsten trage. Typisch konservativ? Vielleicht. Na und? Hauptsache, daß es mir gefällt. Überhaupt nicht geizig bin ich bei meinem Weihnachtsbaum, handle beim Kauf auch nicht lange, sage nur knapp: „Es soll der schönste von allen sein und ungefähr 3 ½ Meter hoch. Zweite Bedingung: Der Verkäufer muß gemeinsam mit mir den Baum in meine Wohnung schleppen und so fest mit breitem Holzständer am Boden und durchsichtigen Stricken an den Wänden verankern, daß er nicht umkippen kann.

Das Schmücken dauert Stunden, den halben Tag und geht nur mit Hilfe einer hohen Leiter. Richtig harte Arbeit ist das. Doch bin ich fertig dann fühle ich mich wieder versetzt in die Kindheit, bin felsenfest sicher: „Das ist der schönste Weihnachtsbaum der Welt.“

Einmal riet mir ein linker Öko-„Fan“: „Das gehört sich nicht, was du machst. Benutze einen Plastikbaum. Dann bleiben die Wälder erhalten.“ Der Kerl lügt. Hören Sie nicht auf solche Spinner. In Deutschland werden jedes Jahr etwa 26 Millionen Weihnachtsbäume verkauft, meist Nordmann-Tannen aus Dänemark. Pro Baum durchschnittlich 22 Euro. Im vergangenen Jahr stiegen die Preise für Weihnachtsbäume um gut 10 Prozent an. Grund:

Auch in der moslemischen Türkei werden mehr und mehr Weihnachtsbäume aufgestellt. Noch mehr in China. Was die „Ökos“ unterschlagen: Für jeden gefälltten Weihnachtsbaum werden drei neue Pflanzen gesetzt. Es gibt also von Jahr zu Jahr nicht weniger Tannenbäume, es gibt immer mehr. Und außerdem: Ein ausgedienter Weihnachtsbaum aus Holz läßt sich gut verwerten – und wenn es nur als Brennholz ist. Die Plastikbäume der „Ökos“? Ersparen wir uns die weitere Diskussion. Wie bei den Zeugen Jehovas: Argumente und Fakten stoßen bei Fanatikern auf taube Ohren.

Es gibt eine zweite Sorte von Weihnachtsbaum-Lügnern. Auch sie mögen zwar Gänsebraten, Marzipankartoffeln und Weihnachtsbäume, wollen auch „Weihnachten“ feiern, behaupten aber steif und fest: „Das haben die Christen von den ‚Sonnenwendfeiern abgekupfert‘ oder ‚übernommen von den alten Germanen‘.“ Diese Argumente gab es im „1000jährigen Reich“ wie in der „DDR“. Braun und Rot. Im Farbenspektrum liegen Braun und Rot dicht beieinander. Ich will mir diese schöne Weihnachts- und Christbaum-Geschichte nicht mit Argumenten von Spinnern „zerschreiben“ lassen, die den Ursprung des Christbaums aus heidnischer Zeit ableiten wollen. Ich habe ganze Bücher und Archive durchstöbert – und bin ganz sicher: Hier wird bewußt gelogen. Wenn schon der nie zu stoppende tiefe Wunsch der Menschen nach Weihnachtsbäumen nicht zu bremsen ist – dann soll er zumindest „entchristianisiert“ werden. Lassen Sie mich zu dieser Diskussion nur noch soviel sagen:

Als christliche Symbolfarben von Advent und Weihnachten gelten die an den meisten Weihnachtsbäumen dominierenden Farben Grün und Rot. Grün symbolisiert die Hoffnung auf Leben im grünen Winter – und auch die Treue zum Glauben. Rot erinnert an das Blut Christi, das er nach christlichem Glauben zur Erlösung der Welt vergossen hat. Kerzen – daran gibt es nicht den geringsten Zweifel, die wurden zuerst in christlichen Kirchen benutzt. Den ersten Weihnachtsbaum überhaupt stellte vermutlich

im Jahr 1419 die Freiburger Bäckerschaft auf. Festlich geschmückt mit Nüssen und Früchten. Lutheraner waren erst mehr für Weihnachtsbäume als Katholiken. Grund: Katholiken hielten die aufgestellten Weihnachtskrippen für aussagekräftig genug, um damit die Geburt des Herrn zu symbolisieren. Allerdings gab es da auch noch ein anderes Argument, von dem gute Kirchenväter heute nicht mehr gern sprechen, weil – egal ob Lutheraner oder Katholik: Der Weihnachtsbaum wird von jedem geliebt. Die katholische Kirche hatte großen Waldbesitz und wenn die Weihnachtszeit nahte dann gab es schon eine ganze Reihe von nicht so „treuen“ Schäfchen, die mit Axt und Säge in den Wald zogen und sich dort kostenlos einen Christbaum „ausliehen – zur Ehre des Herrn“. Da half auch kein Schimpfen von den Kanzeln.

Die Freude am Weihnachtsbaum verbreitete sich von Deutschland aus ab 1800 in die ganze Welt. Zuerst nach Zürich, Wien und Siebenbürgen. Und als Queen Victoria aus England den deutschen Prinzen Albert von Sachsen-Coburg heiratete da wurden sogar die Engländer große Weihnachtsbaum-„Fans“. Wahrscheinlich waren es die Engländer, die den deutschen Weihnachtsbaum auch nach Amerika brachten. Selbst wenn es andere gewesen sein sollten. Ist es wichtig?

„Wissenschaftliche“ Diskussionen über den Sinn oder „Aberglauben“ des Weihnachtsbaumes lassen mich kalt.

Auch in diesem Jahr werde ich wieder meinen großen Baum in Hamburg selber schmücken. Am 22. Dezember geht es mit „bürgermeisterlichem Segen“ in den lettischen Wald – Weihnachtsbaum für die von uns erbaute Soldaten-Versöhnungs-Kapelle im einstigen Kurland-Kessel. 4 Meter hoher Baum – und Inta Savicka, die Bürgermeisterin der Gemeinde, wird wie jedes Jahr den Dorf-Gen darmen ermahnen: „Wehe, du machst Joachim Probleme beim Baum.“ Und nur wenige alte Männer aus Lettland, die in nicht so guter Zeit einmal als Soldaten der Deutschen Wehrmacht gegen Stalin gekämpft hatten, gegen einen der größten Massenmörder der Geschichte die werden

auch in diesem Jahr wieder für einige Freunde in Deutschland kleine Weihnachtsbäumchen aus nicht nadelnden und stark duftenden Tannen kunstvoll zusammensetzen, schmücken und nach Deutschland schicken. Sie wollen nicht als Bettler dastehen und zumindest einmal im Jahr „Danke“ sagen. Danke für die Hilfe von Freunden der AKTION REISKORN, und Danke für die Hilfe der vielen konservativen Freunde, die nicht vergessen haben, wer in dunkler Zeit für Deutschland gekämpft, gelitten und gebetet hat.

Ein Problem habe ich mit dem Weihnachtsbaum – und das Jahr für Jahr. Ich will es Ihnen verraten: Ich kann mich nie vom Weihnachtsbaum trennen. Ich liebe meinen Weihnachtsbaum – und ohne ihn kommt mir dann die Wohnung plötzlich so „nackt“ vor. In der Kinderzeit konnte ich es meist durchsetzen, daß der Baum bis zu meinem Geburtstag stehenbleiben durfte. Das war mehr als großmütig von meiner Mutter. Denn erstens habe ich erst am 29. Januar Geburtstag und zweitens: Ende Januar war der Baum fast ohne Nadeln und mehr als überreif für unsere Heizung. In Hamburg muß ich mich immer am 6. Januar von meinem Weihnachtsbaum trennen. Nicht wegen der „Heiligen Drei Könige“ an diesem Tag. Nein. Am 7. Januar werden die Bäume von der Stadtreinigung abgeholt – und in meiner Wohnung gibt es keinen Ofen mehr, in dem ich einen nadellosen Baum – wie zu meiner Kinderzeit – am 29. Januar verbrennen könnte. Aber in dem jetzt verflossenen Jahr 2009 – da funktionierte es nicht so ganz mit der Zuverlässigkeit der Hamburger Müllabfuhr. Mein Baum lag bis zum 19. Januar – entkleidet aller Pracht – zusammen mit anderen – auf einem großen Haufen am Straßenrand. Auf dem Weg zum Büro bin ich immer für einen Moment an meinem Baum stehengeblieben, habe einmal über seine Zweige gestreichelt und ihm leise zugeflüstert: „Für mich bist du immer noch der Schönste.“ Hätte mich jemand belauscht – ich bin ziemlich sicher der hätte gedacht: „Der Kerl ist verrückt. Der Kerl ist verrückt geworden.“



Früher als junger Mann war mein Terminkalender noch nicht so voll wie heute. Da setzte ich mich am Heiligabend in meinen alten VW-Käfer, fuhr durch Bremen, stoppte mein Auto dort, wo von der Straße aus Weihnachtsbäume in Wohnzimmern hell erleuchtet zu sehen waren und dann mußte ich an das Märchen von dem kleinen „Mädchen mit den Schwefelhölzern“ denken, das ich als Kind so traurig fand und immer wieder las. Das Kind erfror am Heiligabend auf der Straße. Ein Lächeln im Gesicht – und neben ihm verbrannte Zündhölzchen, mit denen es die eisigen Fingerchen wärmen wollte. Es sah die erleuchteten Bäume in den warmen Stuben aber starb – zum Eiszapfen erstarrt – auf der kalten Straße. Wenn Sie es lange nicht mehr gelesen haben – machen Sie es. Kinder oder Enkelkinder? Ich bin sicher: Auch die hören es gerne. Es gibt kein schöneres Weihnachtsmärchen als „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern“ von Hans Christian Andersen. Frohe und gesegnete Weihnachtszeit ...

Der Zeichner

Professionell, bunt, lustig. Zeichnungen „zum Gernhaben“, passend zum Text. Sittiporn Pounsuk ist einer der besten Zeichner Thailands, ausgezeichnet mit vielen Preisen. Seit Jahren arbeiten Zeichner und Buchautor zusammen. Um ehrlich zu sein: Mehr Kampf als Zusammenarbeit.



Sittiporn Pounsuk

Sittiporn Pounsuk ist Künstler – mit allen Vor- und Nachteilen eines „Künstlers“. Auf der einen Seite der disziplinierte Schreiber Siegerist – auf der anderen Seite der sensible Zeichner mit Gemütsschwankungen, für den „Termine“ nur ein Wort sind. Es „kracht“ oft zwischen Autor und Zeichner. Trotzdem: Das Ergebnis kann sich sehen lassen. Joachim Siegerist: „Das ist wie beim Eislauf. Keiner sieht das harte Training. Nur die Kür zählt. Irgendwie raufen wir uns doch immer wieder zusammen. Es zeichnet ja keiner besser als Sittiporn. Und wer mit Künstlern zusammenarbeitet, der muß auch ein wenig deren kleine Verrücktheiten hinnehmen.“





Joachim
Siegerist

*Lese-Freude pur. Lustig, nachdenklich,
auch kämpferisch - aber alles
wunderschön zu lesen.*

Von Gorbi bis van Gogh.

Ein typisches Siegerist Buch.



Von Gorbi bis van Gogh